

1,90 DM / Band 710
Schweiz Fr. 1,00 / Österr. S 15,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Freund des Satans

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Freund des Satans

John Sinclair Nr. 710

Teil 3/3

von Jason Dark

erschienen am 11.02.1992

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Der Freund des Satans

Sadre, der Mann aus Sumatra, wollte ins Haus, um einen Auftrag auszuführen.

Und der hieß Mord!

Er hatte sich nicht für den offiziellen Weg durch die Halle entschieden, denn niemand sollte ihn zu Gesicht bekommen. Weder der Portier noch ein Bewohner. Es gab andere Wege.

Die Tiefgarage lockte ihn. Sie war ein Raum, den viele Menschen benutzten, wenn sie ihre Fahrzeuge abstellten. Tiefgaragen vermitteln nie oder kaum das Gefühl der Sicherheit. Die meisten Menschen fürchteten sich vor ihnen, den niedrigen Decken, den schmutzigen Böden, den Säulen und dem Gestank von Abgasen, Öl und Schmutz.

Es war leicht, in die Garage zu gelangen. Es mußte nur das Tor offen stehen, zu dem eine gewundene Zufahrt hinführte. Wer im Haus wohnte und seinen Wagen in der Tiefgarage abstellte, der besaß auch einen Schlüssel für das Tor. Er mußte ihn in ein Schloß stecken, das am Beginn der Einfahrt in eine Säule montiert war.

Noch war das Tor geschlossen, und Sadre wollte sich auch nicht davorstellen. Er hockte neben einem der großen Abfallcontainer. Von dort aus konnte er auf die Zufahrt schauen, die als graues Band dem Eingang entgegenführte.

Es dauerte eine Weile, und Sadre konnte sich Gedanken darüber machen, wen er umbringen sollte.

Es war ein Polizist, ein Geisterjäger namens John Sinclair, und der Teufel persönlich hatte Sadre den Mordauftrag gegeben. Aber dabei sollte es nicht bleiben, denn auch eine zweite Person sollte zur Hölle fahren, wenn es nach dem Teufel ging.

Und diese zweite Person war ein Kind.

Mehr hatte er nicht gesagt, aber er hatte genau Bescheid gewußt und wieder andere vorgeschickt, als sich selbst in die Sache hineinzuhängen. Das war eben nicht die Art des Teufels, viel selbst zu machen. Er verteilte die Aufgaben und schien zudem vor diesem Sinclair einen gewissen Respekt zu haben.

Sadre kannte Sinclair nicht persönlich. Bisher hatte er nur von ihm gehört, aber er vertraute voll und ganz auf seine Kraft. Wer ihn als menschliches Raubtier beschrieb, hätte ihm durchaus ein Kompliment gemacht, denn nichts anders war er.

Irgendwo war er auch schlimmer als ein Raubtier. Da glich er mehr einem Roboter, einer Kampfmaschine, die, einmal angestellt, nicht mehr aufhören konnte.

Sadre zählte nicht zu den großen Menschen. Er war eher klein, aber sehr schnell. Sein Körper schien einzig und allein aus Muskeln zu bestehen. Wenn er ging, dann federte er, dann war kaum ein Geräusch zu hören. Jemand hatte ihm vor Jahren mal den Namen »Der killende Schatten« verpaßt.

Das traf den Nagel auf den Kopf.

Und noch eine Eigenschaft zeichnete ihn aus. Sadre besaß eine ungeheure Geduld. Wenn er einmal auf ein Opfer fixiert war, gab es nichts, was ihn davon abhalten konnte, es zu vernichten. Da machte es ihm nichts aus, Stunden zu warten, wenn es sein mußte, sogar einen ganzen Tag oder eine Nacht.

Und seinem Chef Li Choung war er treu ergeben. Für diesen Mann würde er bedenkenlos in den Tod gehen, das wußte der alte Chinese und Triadenboß auch. Er vertraute dem Killer mehr als seiner eigenen Familie, speziell seinem Sohn.

Es stank hinter den Abfalltonnen. Das Metall hatte sich unter den

Strahlen der Sonne erwärmt. Es war nichts für empfindliche Hände, und Sadre spürte die Hitze ebenfalls.

Fliegen umsummten die Container. Sie waren dick und fett. Ihre Flügel schillerten in dunklen Farben. Hin und wieder schlug Sadre einige von ihnen tot. Er tat dies mit gelassenen, aber blitzschnellen Bewegungen, und so handelte er auch, wenn er einen Menschen erledigen wollte. Zwischen ihm und einer Fliege machte er keinen Unterschied.

Seiner Schätzung nach hatte er schon mehr als zwanzig Minuten gewartet, und noch immer war kein Wagen erschienen, dessen Fahrer in die Garage wollte.

Das lange Warten machte Sadre nichts aus, seiner Ansicht nach wartete er nur am falschen Platz. Er wäre jetzt schon gern im Haus gewesen, um sich dort einen Platz auszusuchen.

Wenig später hörte er den Wagen. Es war ein dunkler Fiat, der von der Säule gestoppt wurde. Eine Seitenscheibe bewegte sich nach unten. Der Fahrer steckte den Schlüssel in das Schloß.

Eine Drehung reichte aus. Der Mann zog den Schlüssel wieder zurück, ließ sein Fahrzeug langsam anrollen und konnte sehen, wie vor ihm das Tor zur Tiefgarage in die Höhe schwang.

Aber auch Sadre sah es.

Er lächelte, als ihn der Wagen passierte und er blitzschnell seine Deckung verließ.

Geduckt lief er hinter dem Fahrzeug her. Niemand sollte ihn so leicht sehen können, auch der Fahrer nicht, wenn er in den Innenspiegel schaute, denn Sadre hielt sich genau im toten Winkel.

Zugleich mit dem Fiat erreichte er die Garage. Er schmeckte die alte, stinkende, verbrauchte Luft, er sah den etwas welligen Betonuntergrund und auch die Säulen, die sich wie abgestorbene, tote Arme in die Höhe reckten.

Es gab genügend Lücken, Gassen und Parktaschen, die ihm Deckung bieten konnten.

Der Fahrer merkte nichts, denn Sadre stand bereits hinter der ersten Säule.

Das Tor bewegte sich mit knarrenden Geräuschen, als es langsam wieder zuschwang.

Die Helligkeit verschwand, die Düsternis nahm Überhand. Gegen sie kämpften selbst die Lampen vergebens an, die wie trübe Augen unter der Decke blinkten.

Fast jeder Bewohner konnte hier unten in seine Parkbucht hineinfahren. Das tat auch der Mann im Fiat. Sadre stand so, daß er ihn im Auge behalten konnte.

Der Fahrer hatte nichts bemerkt. Völlig normal stieg er aus, und er bewegte sich auch so.

Über seinen rechten Arm hatte er das Jackett gehängt. In der linken Hand trug er einen Aktenkoffer, den er für einen Moment auf dem Autodach deponierte, während er das Fahrzeug abschloß. Anschließend schlug er den Weg zum Lift ein.

Sadre wartete so lange, bis der Mann verschwunden war. Dann setzte er sich in Bewegung und ging denselben Weg, aber nicht bis zum Lift, sondern wartete in dessen Nähe. Wer immer hier seinen Wagen abstellte, er mußte ihn passieren.

Sadre verschmolz mit einer dunklen Säule. Irgendwann war sie einmal hell gewesen, doch im Laufe der Zeit hatten Staub und Dreck einen Schmierfilm gebildet.

Trotz seiner Kräfte gehörte er zu den Menschen, die nichts dem Zufall überließen. Deshalb überprüfte er auch seine Waffen. Wurfsterne und lange Messer hatte er mitgenommen. Es waren Dinge, mit denen er am besten umgehen konnte.

Er war zufrieden.

Gegen den Teufel halfen sie ihm nicht. Aber Sinclair und das Kind waren nicht der Teufel. Er fragte auch nicht danach, wieso und weshalb das Kind für den Teufel gefährlich war, irgend etwas mußte da schiefgelaufen sein, für ihn zählte einzig und allein der Job.

Beide würden kommen, er wußte es. Und dann...?

Zum erstenmal leistete er sich so etwas wie einen kontrollierten Gefühlsausbruch, denn er lachte leise.

Er liebte den Tod. Er schaute zu, wenn andere starben, er war tatsächlich eine Mordmaschine auf zwei Beinen...

Suko wollte nach Hause.

An und für sich nichts Ungewöhnliches, aber es war nicht mehr der Suko, den ich all die Jahre kannte. Nicht mehr der Mann, der mich so lange begleitet und mir so oft das Leben gerettet hatte.

Neben mir saß ein Kind! Suko als Kind!

Unvorstellbar, der reinste Irrsinn. Durch rationales Denken nicht zu erfassen, aber es stimmte.

Suko war zu einem Kind geworden, und daran trug einzig und allein das Seelenschwert die Schuld, das sich im Besitz des Teufels befand, und das ich gern in die Hände bekommen hätte.

Dieses Seelenschwert hatte Suko praktisch in zwei Hälften geteilt. Andere oder normale Schwerter töten, das Seelenschwert sah zwar völlig normal aus, aber es tötete nicht in dem Sinne. Es teilte einen Menschen in zwei Existenzen.

So war es auch bei Suko geschehen.

Einmal durch das Seelenschwert getroffen, war er in zwei Existenzen geschlagen worden.

In eine böse und in eine gute!

Die böse Existenz hatte ich vernichten können, zurück war die gute geblieben, und es saß auch kein Geist neben mir, sondern ein völlig normales Kind.

Ja, Suko als Kind!

Das Seelenschwert hatte die Vergangenheit zur Gegenwart gemacht. Er sah aus, als wäre er soeben aus dem Kloster gekommen, wo Suko in seiner Kindheit und Jugend erzogen worden war.

Er sprach auch nur chinesisch, wenn ich mich normal mit ihm unterhielt. Anders lag die Sache, wenn er sich mit seinem Stab konfrontiert sah, der sich jetzt in meinem Besitz befand. Da schlug die Kraft des Stabes eine Brücke, da erinnerte sich Suko, da blieb er zwar äußerlich ein Kind, aber er redete mit der Stimme eines Erwachsenen und erinnerte sich an die Dinge, die ihn tatsächlich berührten.

Er hatte mir mit der Stimme eines Erwachsenen erklärt, daß er nach Hause wollte, und das konnte nur sein kleines Apartment sein, das neben dem meinem lag.

Daß Suko durch die Magie des Seelenschwerts zu einem Kind geworden war, konnte ich noch immer nicht fassen. Ich kam mir auch jetzt vor, als hätte man mir gegen den Kopf geschlagen, aber ich mußte mich damit abfinden, daran führte kein Weg vorbei.

Warum wollte er unbedingt nach Hause?

Ich hatte nicht weiter nachgefragt, es stand mir irgendwie nicht zu. Ich spekulierte darüber. Wahrscheinlich hatte Suko vor, sich zu verkriechen, einfach unterzutauchen. Möglicherweise ahnte er, daß man ihn noch nicht in Ruhe lassen würde und er deswegen so reagierte und sich lieber verkroch als sich zu zeigen.

»Wie geht es dir?« Ich stellte wirklich eine dämliche Frage, aber ich wollte den Kontakt herstellen.

Zwischen ihm und mir sollte kein Loch bleiben.

Er gab eine Antwort. Ich verstand sie nicht, denn er hatte chinesisch gesprochen.

»Schon gut«, murmelte ich. »Schon gut.«

Ich startete wieder, als die Ampel endlich grün zeigte. Der Verkehr war einfach zu dicht, als daß ich mich durch andere Dinge hätte ablenken lassen können.

London erlebte wieder einen dieser widerlichschwülen Tage. Es erstickte beinahe unter der Glocke aus schwelendem Dunst, Hitze und den heißen Sonnenstrahlen.

Irgendwann würde der Backofen platzen, davon ging ich aus. Man hatte bereits von Regenschauern und Gewittern gesprochen, die über den Süden der Insel niedergehen sollten.

Hoffentlich knallte es mal.

Hin und wieder warf ich Suko einen forschenden Blick zu. Da saß

tatsächlich ein Kind, ein Junge, altersmäßig vielleicht elf oder zwölf Jahre. Ich war lange genug mit meinem Freund und Partner zusammen gewesen, um sie gut zu kennen. Das Gesicht des Jungen wies tatsächlich die Züge meines Freundes auf, auch wenn sie später ausgeprägter waren, als bei einem Erwachsenen üblich.

Ich wußte auch nicht, was Suko vorhatte, ob er sich nur verstecken wollte oder andere Pläne verfolgte. Aber welche Pläne konnte ein Kind schon haben, das aus seiner Zeit in die Zukunft geschleudert worden war?

Und dafür trug einzig und allein das Seelenschwert des Teufels die Schuld.

Ich hatte es einmal gesehen, als mir der Teufel gegenüberstand, aber es war mir nicht gelungen, in den Besitz des Schwertes zu gelangen. Asmodis hütete es wie seinen Augapfel.

Die böse Existenz meines Freundes hatte ich vernichten können. Neben mir saß die zweite, die unschuldige, die kindliche, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß dies dem Teufel nicht paßte.

Möglicherweise würde er versuchen, das Kind zu vernichten, so daß ich noch eine Schutzfunktion für ihn übernommen hatte.

Er beobachtete mit staunenden Augen die Umgebung. Sie war ihm fremd, sie mußte ihn erdrücken, ihn, der in einem Kloster in den Bergen erzogen wurde.

Aber er stellte keine Fragen, kümmerte sich nicht um den Betrieb, die zahlreichen Autos, die Menschen, die drückende Hitze, die den Schweiß wie Wasser aus den Poren trieb.

Er nahm es hin.

Stoisch, gleichgültig.

Er beschwerte sich auch nicht. Er wollte nichts essen, nichts trinken, er war ruhig.

Zu ruhig für meinen Geschmack.

Ich hoffte darauf, so schnell wie möglich dem heißen Wagen entkommen zu können. In den letzten Wochen hatte mein Rover oft genug einem Backofen geglichen, aber die Fahrt zu unserem Hochhaus zog sich hin wie Kaugummi.

Ich atmete erst auf, als ich den Turm in der Ferne sah. Er reckte sich wie ein kantiger Finger in den Himmel, als wollte er der Sonne drohen.

Als Suko den Kopf drehte und mich anschaute, lächelte ich ihm zu, und er lächelte zurück.

Fast hätte ich ihn gefragt, ob er zufrieden war, bis mir einfiel, daß er mich nicht verstand. Der akustische Kontakt zwischen uns konnte erst durch den Stab hergestellt werden.

Der Himmel drückte. Die Luft wurde immer schlimmer. Mir kam sie so schwer wie Blei vor. Die ganze Stadt stöhnte, litt und dampfte.

Den Wagen wollte ich in einer Tiefgarage abstellen. Von dort aus mit dem Lift hochfahren und Suko in seine Wohnung bringen, wo ich hoffte, mich mit ihm unterhalten zu können. Vielleicht konnte er mir einen Hinweis oder einen Tip geben, wie es möglich war, ihn wieder zurückzuführen und ihm die alte Existenz wiederzugeben.

Suko beobachtete interessiert, wie ich von der Straße abbog und im Schatten des Hochhauses in den Weg hineinfuhr, der als Tiefgaragenzufahrt diente.

Es war ziemlich breit, lief in eine Rechtskurve hinein und endete vor dem Tor, das sich erst öffnete, als ich den Kontakt betätigte. Ich mußte dafür den passenden Schlüssel in einen Schlitz stecken und einmal drehen.

Eine Bewegung, wie ich sie unzählige Male durchgeführt hatte. Bei Hitze, Regen, Eis und Schnee.

Aber an diesem Tag war es anders. Da beobachtete Suko neugierig jede meiner Bewegungen, und ich mußte daran denken, wie oft er selbst schon diese Bewegung durchgeführt hatte.

Ich zog den Schlüssel wieder hervor und ließ den Rover anrollen. Er fuhr langsam die Schräge hinab, während sich vor uns das Rollgitter der Tiefgarage, wie von Geisterhand bewegt, in die Höhe schob und den Weg freigab.

Bessere Luft würde uns dort auch nicht umgeben. Eher noch schlimmer, weil sie ebenfalls aufgeheizt war und zudem von zahlreichen Gerüchen durchzogen wurde.

Wir rollten hinein, und die Reifen des Rover schmatzten über den glatten Belag.

Es gab einen breiten Mittelweg, der die Garage in zwei Hälften teilte, wo sich die einzelnen Parktaschen befanden in denen die Fahrzeuge ihre Plätze fanden.

Um diese Zeit herrschte kaum Betrieb. Da wirkte die Garage wie ein toter Platz.

Erst am späten Nachmittag kehrten die meisten zurück, fiel das Tor dann kaum zu und nicht so wie jetzt, wo es sich hinter uns senkte, was Suko regelrecht faszinierte, denn er hatte sich umgedreht und schaute zurück.

Ich lächelte sparsam und dachte bereits daran, welche Fragen ich dem *Kind* stellen würde. Jedenfalls würde ich den Kontakt mit dem Stab herstellen, damit das Kind Suko mit der Stimme des Erwachsenen sprechen konnte.

Unsere beiden Parkplätze lagen nebeneinander und nicht weit vom Lift entfernt.

Suko, der Autonarr, fuhr einen dunklen BMW 535. Eine Rakete, wie er selbst sagte. Er bewegte den Wagen nicht gern durch die Stadt, bei längeren Fahrten aber zeigte er immer, was dieses Fahrzeug zu leisten

in der Lage war.

Er stand dort und füllte die Parktasche aus.

Ich war gespannt darauf, wie das Kind neben mir reagieren würde, wenn es den Wagen sah. Würde eventuell die Erinnerung aufblitzen? War die Freude über den Wagen so stark, das sie alles andere verdrängte.

Ich ließ den Rover rückwärts und sehr langsam in die Parklücke hineinrollen.

Neben dem Wagen erschien der Umriß des BMW. Suko sah ihn zwar, aber er nahm ihn teilnahmslos zur Kenntnis. Sein Blick glitt über die dunkle Karosse hinweg, ohne daß er sich erinnerte. So hatte er auch die anderen Fahrzeuge angeschaut.

Ich stoppte.

Sekunden später erstarb der Motor, und ich zog den Zündschlüssel ab. Dann löste ich den Gurt und drückte auch auf Sukos Gurtverschluß, damit das Band vor ihm in die Höhe schnellen konnte.

Aussteigen, zum Lift gehen, nach oben fahren - und...

Nein, das nicht, denn ich spürte plötzlich den Druck der kleinen Kinderhand auf meinem linken Schenkel.

Ich schaute Suko an.

Er schüttelte den Kopf, wobei sein Gesicht einen angespannten Ausdruck bekommen hatte.

Damit kam ich nicht zurecht. Ich sah auch keinen Grund für die Veränderung, aber dieser Gesichtsausdruck kam mir tatsächlich so vor, als wollte Suko mich warnen.

Hatte er eine Gefahr gespürt?

Ich wollte mit ihm reden und zuvor den Stab aus meine Innentasche holen, aber er schüttelte heftig den Kopf, flüsterte etwas, das ich nicht verstand, doch es reichte aus, um mich starr sitzen zu lassen.

Etwas stimmte nicht.

Ich schaute durch die Frontscheibe nach vorn in die Düsternis der Tiefgarage hinein.

Für mich hatte sich nichts geändert. Es war niemand da, der auf mich lauerte und mir an den Kragen wollte. Allerdings gab es hier unten genügend Möglichkeiten, um sich zu verstecken. Ich brauchte da nur an die Säulen zu denken.

Im Wagen staute sich die Hitze. Die Luft war kaum zu atmen. Ich kam mir vor wie festgeklebt, wartete einige Sekunden ab, schaute auch zur Lifttür, die in der Wand eingebaut war und als viereckiges Metallstück schimmerte wie ein Spiegel, der mal gründlich geputzt werden mußte.

Das war alles so normal, mir fiel da beim besten Willen nichts mehr auf.

Und doch spürte Suko etwas.

Er hatte sich auf dem Sitz nach vorn gebeugt und sah aus, als wollte er jeden Moment gegen die Scheibe springen, um den Wagen so zu verlassen. Ich erhaschte einen Blick auf seine Augen. Sie erinnerten mich an dunkle, gespannte, warnende Sensoren, die sich voll und ganz auf die Umgebung konzentrierten, ohne mich allerdings direkt warnen zu können.

Als ich den Stab jetzt hervorholte, reagierte Suko nicht. Er hatte es auch nicht gesehen. Erst als ich ihn antippte, drehte er sich herum und schaute mich an.

Ich berührte ihn mit der Spitze des Stabes und hatte es geschafft, die magische Brücke zu Suko zu schlagen, wie ich ihn kannte. Nur saß vor mir weiterhin ein Kind.

»Suko, was ist?«

Nach meiner Frage ging ein Ruck durch seinen Körper. Dann bewegte er seinen Mund. »Etwas stimmt hier nicht.«

Mich überkam eine Gänsehaut, als ich wieder die Stimme des Erwachsenen hörte, denn an seinem äußeren Zustand hatte sich nichts verändert. Er war und blieb das Kind.

Ich durfte um Himmels willen den Kontakt nicht unterbrechen, mußte ihn aufrechterhalten. Dieser Mensch neben mir war stark sensibilisiert, er spürte eher etwas als ich.

Ich empfand die Lage als beklemmend und kam mir vor, als wäre ich in einen Käfig gesteckt worden, dessen Gitter sich immer mehr verengten, um mir keinen Durchschlupf zu lassen.

Das Kind tat nichts.

Es saß starr neben mir, den Kopf vorgebeugt, die Stirn und Wangen von dünnen Schweißperlen bedeckt, den Mund geschlossen, so daß er durch die Nase atmen mußte.

Was war das nur?

Er wollte auch nicht reden, nur abwarten, suchen, lauschen und spüren. Als in den folgenden Sekunden nichts geschah, sprach ich ihn wieder an. »Was hast du denn gespürt, Suko?«

»Es ist eine Gefahr in der Nähe.«

»Welche?«

»Ich weiß es nicht.«

Die Antwort brachte mir auch nicht viel. »Lauert vielleicht jemand auf uns?«

»Das kann sein.«

Ich verrenkte mir den Kopf, um so viel wie möglich erkennen zu können, aber da war nichts.

In dieser Tiefgarage stand alles.

Niemand bewegte sich, kein Schatten huschte über den Boden und fand seinen Weg durch die Lücken zwischen den Fahrzeugen. Auf mich machte die Umgebung einen völlig normalen Eindruck, doch ich

verließ mich mehr auf Suko als auf meine eigenen Sinne.

Irgendwann konnte ich nichts mehr erkennen. Meine Augen waren vom langen Starren überanstrengt, und ich hatte das Gefühl, als würden die abgestellten Fahrzeuge zu einem dicken Klumpen verschmelzen, der in das düstere Licht der Garage eintauchte.

Ich schluckte. Auf der Zunge lag ein schlechter Geschmack, als hätte ich mit altem Öl gegurgelt.

Allmählich wurde ich kribbelig, ich mußte hier raus.

Aber Suko kam mir zuvor.

Ich konnte ihn nicht zurückhalten, er wollte es jetzt wissen und öffnete die Tür.

Für einen Moment schaltete ich das Licht ein. Ich kam mir vor wie eine Zielscheibe und legte den winzigen Schalter herum, damit es wieder dunkel wurde.

Suko hatte den Rover verlassen. Er blieb aber in seiner Nähe, nur zwei kleine Schritte ging er vor.

Auch ich stieg aus.

Suko kümmerte sich nicht darum, er drehte auch nicht den Kopf, er blieb einfach stehen.

Ich ging um die vordere Seite des Rovers herum. Die Luft in der Garage war ebenso widerlich wie die im Wagen, da konnte einem schon die Übelkeit hochsteigen.

Sukos Kopf ruckte nach links.

Es war eine so schnelle Bewegung, daß ich aufmerksam wurde, ebenfalls dorthin schaute - und den Schatten sah, der durch die Luft fegte und aus dem Hinterhalt geworfen worden war.

Es war ein Wurfstern.

Ich schrie noch eine Warnung und duckte mich, dann war das tödliche Instrument da...

Wer immer es aus dem Hinterhalt geschleudert hatte, es war gut gezielt gewesen. Wahrscheinlich hätte der Wurfstern den Hals des Kindes zerfetzen sollen, aber er hatte nicht richtig getroffen, denn er jagte weiter, und ich hörte, wie er mit einem kratzenden Geräusch über das Dach des Rovers hinwegschleifte.

Es klirrte irgendwo hinter mir gegen die Wand, was ich nur am Rande mitbekam, denn ich hatte mich sehr schnell zur Seite bewegt, zudem geduckt, um ein so kleines Ziel wie möglich zu bilden.

In Höhe des Kofferraums drückte ich mich noch mehr zusammen, atmete so flach wie möglich und wartete ab.

Stille.

Sekunden verstrichen.

Ich hörte auch nichts von Suko und fing an, mir um ihn Sorgen zu

machen.

Ich sah ihn nicht, riskierte es und glitt über den Kofferraum des Rovers hinweg auf die andere Seite des Wagens, wo ich mich lautlos zu Boden drückte.

Jetzt sah ich auch den Jungen!

Er lag nicht einmal weit entfernt von mir, dicht neben einer Säule. Er hatte sich auf den Boden gepreßt, den Kopf so gedreht, daß er mich anschauen konnte.

Er blutete am Hals.

Ich holte tief Luft. Wenn der Wurfstern richtig getroffen hätte, wäre er jetzt tot gewesen. So aber war es nur bei einer Schramme geblieben, das würde er überstehen.

Aber wer hatte dieses verfluchte Ding geschleudert? Sein Einsatz deutete auf eine Person hin, die nicht aus dem europäischen Kulturkreis stammte. Wurfsterne waren bei den Ninja sehr beliebt, aber auch andere Asiaten konnten damit umgehen.

Ich mußte an Li Choung und seinen Sohn Tommy Li denken, mit denen der Fall praktisch begonnen hatte. Ich wurde einfach den Eindruck nicht los, daß auch sie mitmischten.

Hatten sie uns den Killer geschickt?

Durch Handbewegungen machte ich Suko klar, daß er liegenbleiben sollte. Ich aber wollte versuchen, den Killer zu stellen.

Wohl war mir dabei nicht, denn ich kannte diese Männer verdammt gut. Sie waren perfekte Kampfmaschinen, super ausgebildet, und ihre Hände und Füße glichen tödlichen Waffen.

Noch war es ruhig.

Keine Schritte, kein Atmen, keine verdächtigen Geräusche, die mich gewarnt hätten.

Ich besaß einen Vorteil. In dieser Tiefgarage kannte ich mich aus. Jeden Tag fuhr ich hinein. Außerdem war ich nicht zum erstenmal hier unten angegriffen worden. Diese Tiefgarage hatte schon des öfteren als teuflische Falle gedient.

Ich schob mich an der anderen Seite der viereckigen Säule hoch. Auf dem Beton lag der Dreck wie eine zweite Schicht. Der Boden war ebenfalls mit dunklen Flecken benetzt, denn zahlreiche Fahrzeuge verloren noch immer Öl.

Ich wartete.

Suko hielt sich gut. Ich hörte kein Geräusch, aber auch mein Gegner verhielt sich still.

Es begann ein Nerven- und Stellungskrieg, den ich nicht in die Länge ziehen wollte. Ich mußte den Kerl einfach aus der Reserve locken. Die Beretta hatte ich gezogen, aber ich wußte auch, daß eine Kugel oft nichts brachte gegen einen perfekt ausgerüsteten Kämpfer. Der bewegte sich einfach zu schnell und zu trickreich.

Ich verließ die Säule.

Nicht weit entfernt stand ein kleiner Transporter.

Seine Ladefläche war durch eine Plane abgedeckt worden, so daß es wie ein weicher, dunkler Karton wirkte.

Mit vier schnellen Schritten konnte ich ihn erreicht haben, um dort die nächste Deckung zu finden.

Komisch war mir schon, als ich die Distanz überwand. Ich hatte das Gefühl, gegen messerbewehrte Arme zu rennen, zog den Kopf ein - und atmete auf, als es geschafft worden war.

Mit der Schulter fiel ich gegen den Wagen.

Die Plane war auch an der Rückseite geschlossen. Festgezurrt Bänder, die durch Metallringe liefen, wiesen darauf hin, daß von außen her niemand die Ladefläche betreten hatte. Wenn ich nach vorn schaute, sah ich die hellere, fleckige Wand.

Ich drückte mich an der hinteren Seite des Wagens entlang, bis ich fast neben dem Reifen stand.

Abwarten, lauschen, nach rechts schauen, wo sich die Parktaschen befanden, die nur vereinzelt durch Fahrzeuge besetzt waren. Sie kamen mir klobig vor, wirkten völlig normal, und doch überkam mich der Eindruck, daß jeder dieser Wagen eine Falle sein konnte.

Sie waren breit und hoch genug, um zahlreichen Personen Deckung zu bieten.

Wo steckte der heimtückische Angreifer? Hatte er sich tatsächlich eines der Fahrzeuge ausgesucht, oder hielt er sich woanders auf? Vielleicht hinter einer der Säulen?

Nein, er war woanders.

Völlig unbemerkt konnte er sich auch nicht bewegen, denn dicht neben mir schlug die Plane kleine Wellen.

Da wußte ich Bescheid.

Er hatte auf der oberen Seite der Plane gelauert, war nun nach vorn gelaufen und würde springen.

Ich schleuderte mich mit einem gewaltigen Sprung auf die Wand zu, hörte einen Schrei, und noch in derselben Sekunde erreichte der dunkel gekleidete Kämpfer den Boden.

Er war bewaffnet. Ich sah es, als ich mich herumwarf, nachdem ich gegen die Mauer geprallt war.

Zwei lange Klingen funkelten in seinen Händen.

Er schleuderte die erste.

Ich schoß.

Der Mann fluchte, zuckte zusammen und rollte sich über den Boden. Mir wurde erst jetzt richtig klar, daß ich nicht getroffen worden war, hatte aber einige Haare verloren, so dicht war die Klinge über meinen Schädel hinweggefahren.

Ob er verletzt war oder nicht, konnte ich nicht feststellen, jedenfalls

bewegte er sich noch und kroch schlangengleich unter den kleinen Transporter.

Ich mußte ihn stoppen. Wenn er sich weiter schlängelte, würde er unweigerlich auf den hilflosen Suko treffen.

Das mußte ich verhindern.

Ich war schnell, paßte auch auf und sah, wie der auf die Füße kam, sich aber nicht auf Suko konzentrierte, sondern mich aufs Korn nahm. Er hatte auf mich gewartet, mit einem Messer in der linken Hand, das er gegen mich schleudern würde.

Diesmal war die Distanz zu gering, diesmal konnte ich der Klinge nicht entweichen.

Es blieb mir eine Chance.

Sukos Stab.

Und ihn setzte ich ein, berührte ihn und rief das Wort.

»Topar!«

Die Gestalt erstarrte.

Nichts bewegte sich mehr in meiner unmittelbaren Nähe, nur ich konnte handeln.

Ich hatte den Unbekannten mit einem großen Schritt erreicht und bog seinen rechten Arm zurück, um dann seine Faust öffnen zu können. Es war schwer, und die Zeit verrann, denn leider blieben mir nur fünf Sekunden, dann brach die magische Zone zusammen.

Ich nahm ihm die Waffe ab, schleuderte sie weg, drehte den Mann herum und wuchtete ihm die Faust gegen die Brust. Als er mit dem Rücken vor die Säule prallte, war die Zeit um, und er wollte sich wieder bewegen, aber er starrte genau in die Mündung meiner Beretta, die auf sein Gesicht zielte.

»Ganz ruhig!« flüsterte ich. »Keine Bewegung mehr, sonst bist du ein toter Mann.«

Er stand steif. Er starrte mich an. Seine Augen waren wie dunkle Teiche, die an der Oberfläche gefroren waren. Er hatte ein flaches, eigentlich nichtssagendes Gesicht mit einer Haut, auf der bläuliche Schatten lagen, als wäre der Bart dabei, zu wachsen.

Das war der Tod auf zwei Beinen, und ich sah auch, daß ihn meine geweihte Silberkugel erwischte hatte.

Der Stoff war an seiner rechten Seite aufgefetzt und vom Blut rot gefärbt. Die Nässe schimmerte, als hätte jemand einen Schwamm dagegen gedrückt. Daß er sich trotz seiner Verletzung noch so schnell und sicher bewegt hatte, kam mir wie ein kleines Wunder vor und bewies mir gleichzeitig, welch mörderische Energie in diesem Mann steckte.

Die Umgebung war feucht, schwül und stank. Dennoch stieg eine

Kälte in mir hoch, die ich als Wut ansah. Ich wollte ihn nicht mehr entwischen lassen, er war die einzige Spur außer Suko in diesem Fall, aber der Mann war kein Chinese.

Er besaß zwar das Gesicht eines Asiaten, mußte meiner Ansicht nach aus dem indonesischen Bereich stammen.

Hinter mir hörte ich die leisen Schritte. Dort hatte sich Suko aufgerichtet und kam vor.

»Bleib zurück, Suko!« warnte ich ihn, obwohl er mich nicht verstand. Ich gab meiner Stimme jedoch den entsprechenden Klang und konnte nur hoffen, daß er begriff.

Er kam noch ein Stück vor, dann blieb er stehen. Trotz seiner Verletzung konnte ich es mir nicht erlauben, den Kerl aus den Augen zu lassen. Deshalb schielte ich auch nicht zur Seite und hielt ihn ausschließlich unter Kontrolle.

Er regte sich nicht.

Kein Anzeichen von Gefühl huschte über sein Gesicht. Und dabei mußte er Schmerzen haben. Ein Mann wie er hatte es gelernt, sie zu unterdrücken, für ihn gab es einzig und allein das Ziel, das es zu erreichen gab.

Und das hieß zumeist Tod!

Für mich stand fest, daß er uns beide vernichten würde. Der Angriff hatte nicht allein mir gegolten, sondern auch Suko. Das Kind und ich sollten sterben.

Nur - wer hatte ihm den Auftrag gegeben?

Ich sprach ihn an und ging davon aus, daß man ihn wohl nicht frisch aus Asien importiert hatte, sondern er meine Sprache verstand. Ich wollte wissen, wer ihn geschickt hatte.

Er schwieg.

»War es Li Choung?«

Wieder keine Antwort.

Verdammt, der war wie eine Auster. So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Männer wie er ließen sich eher die Zunge abschneiden, als daß sie ein Wort sagten.

Es blieb mir nur die Möglichkeit, ihn in ein Krankenhaus zu schaffen und ihn dort zu verhören, wenn seine Wunde versorgt war. Ein anderer wäre längst zusammengebrochen, dieser Kerl aber stand wie ein Fels vor mir und ignorierte seine Verletzung einfach.

So etwas wollte mir nicht in den Kopf, und ich ging auch davon aus, daß ich ihn nicht kampfunfähig geschossen hatte. Er würde sich wehren, wenn ich versuchte, ihm Handschellen anzulegen.

Am besten war es, wenn ich Hilfe herbeitelefonierte. Aber bis zum Rover war es ziemlich weit. Ich konnte den Mann nicht an der Säule stehenlassen, er mußte schon mit.

Wenn Suko wenigstens normal gewesen wäre! Aber mit ihm konnte

ich mich nur über die magische Brücke unterhalten, die sein Stab schlug. Warum eigentlich nicht, warum nicht Suko einspannen, auch wenn er ein Kind war? Wenn er den Stab hatte, konnte er mich verstehen, dann würde er es auch schaffen, die Kollegen zu alarmieren.

Mit der linken Hand holte ich den Stab hervor. Himmel, das waren stressige Sekunden, die ich zu überstehen hatte. Der Schweiß lag dick auf meiner Stirn, er rann auch weiter, erreichte meine Brauen und tropfte in die Augen hinein.

Sie begannen zu brennen. Darum konnte ich mich nicht kümmern. Andere Dinge hatten Vorrang.

Den Stab hielt ich fest. Ohne den Killer aus den Augen zu lassen, drückte ich den Arm zurück, darauf hoffend, daß Suko diese Bewegung richtig verstand.

Ich wartete, und meine Nervosität steigerte sich. Mein Inneres kam mir vor wie ein erhitzter Kessel, der immer mehr Dampf und Druck bekam und irgendwann explodieren würde.

Zwischen meinen Fingern spürte ich auch weiterhin den Stab. Noch hatte Suko ihn nicht genommen.

»Komm schon«, flüsterte ich, »komm...« Er verstand mich zwar nicht, ich vertraute allein dem Klang meiner Stimme.

Es klappte.

Zuerst spürte ich nur einen leichten Druck, der sich dann verstärkte, als das Kind den Stab aus meiner Hand nahm. Es hatte mittlerweile seine verbindende Funktion begriffen.

»Okay, Suko!« stöhnte ich. »Okay, das ist gut. Kannst du mich jetzt verstehen?«

»Ja.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn Suko hatte mit seiner normalen Stimme gesprochen.

»Geh zum Auto, Suko. Hol Verstärkung! Ruf auch einen Krankenwagen. Sie sollen kommen. Ich werde diesen Mann hier solange festhalten. Und sag ihnen, daß sie sich verdammt beeilen sollen.«

»Ja.«

Es schien zu klappen. Ich hörte, wie sich Suko zurückzog und seine Schritte leiser wurden.

»Ich bin Sadre!«

Urplötzlich hatte der Killer gesprochen und mich damit überrascht. Den Grund für diese Sinneswandlung konnte ich mir nicht vorstellen, aber ich bekam ihn gleich nachgeliefert. »Ich bin erschienen, um zu töten. Und ich werde euch töten. Ich werde dich vernichten und den Jungen ebenfalls. Es ist mein Auftrag.«

»Wie schön. Wer hat ihn dir gegeben?« Mit meinen Gedanken war

ich bei Suko und hoffte, daß er alles erledigte. Glücklicherweise war der Rover nicht verschlossen.

»Ein Mächtiger.«

»Li Choung?«

»Auch. Aber hinter ihm steht jemand, der viel, viel mächtiger ist als er.«

»Der Teufel?«

»Ja.«

Er spie mir das eine Wort entgegen. Ich roch sogar seinen schlechten Atem, hörte das Lachen, und in der folgenden Sekunde änderte sich die Lage schlagartig.

Sadre war so schnell, daß ich die Bewegung erst bemerkte, als es zu spät war. Da jagte bereits ein scharfer Schmerz durch mein rechtes Handgelenk, der mir das Wasser in die Augen trieb. Ich verlor die Waffe. Als sie mit einem harten Klirren auf dem Boden landete, bekam ich bereits den nächsten Treffer ab.

Es war ein wuchtiger Stoß mit dem Knie, der mich aus dem Weg räumte. Ich fiel auf den Rücken, dann zur Seite und japste verzweifelt nach Luft, die ich nicht bekam.

Ich lag auf dem Boden, war durch diesen einen verfluchten Stoß paralysiert worden, bekam jedoch mit, wie sich Sadre dorthin bewegte, wo Suko verschwunden war.

Er ging zum Rover.

Das Kind hatte die Beifahrertür bereits geöffnet, war aber noch nicht dazu gekommen, nach dem Telefon zu langen, um die Verbindung herzustellen.

Auch mußte Suko gespürt haben, daß sich etwas verändert hatte. Weshalb sonst hätte er sich umdrehen sollen?

Er tat es in dem Augenblick, als Sadre eine dritte Waffe zog. Er holte das Messer unter seiner Kleidung hervor. Es hatte in einer Scheide am Rücken gesteckt.

Ich würgte mir fast die Galle aus dem Leib. Noch immer war ich nicht in der Lage, etwas zu unternehmen.

Helfen konnte ich Suko nicht.

Der hatte sich gedreht.

Sein Gesicht schimmerte bleich. Ich sah darin die dunklen Augen, die irgendwie staunend auf seinen Mörder schauten, als könnte Suko das alles nicht begreifen.

Der verletzte Sadre aber hob die Klinge zum tödlichen Wurf...

Einsamer konnte ein Mensch nicht sein als Li Choung. Er saß noch immer hinter seinem Schreibtisch und wirkte in seiner Haltung wie eine eingetrocknete Mumie.

Das sah auch Tommy Li.

Er hatte nicht mehr im Haus bleiben können und war in den Garten gegangen, um dort eine bessere Luft atmen zu können. Es war für ihn furchtbar, er hatte die Verbindung zu seinem Vater praktisch verloren, und er fühlte sich in seiner Nähe unwohl.

Li Choung war für ihn ein Fremder geworden. Das war für ihn nicht einmal am schlimmsten. Den Rest hatte ihm das Gespräch gegeben, daß sein Vater mit dem Leibhaftigen geführt hatte.

Allmählich war es auch Tommy Li gedämmert, wie sehr er sich hatte unter Druck setzen lassen. Er war den Weg gegangen, um zu einer Toten zu gelangen, die ihm in den Träumen erschienen war, und in die er sich verliebt hatte.

Aber diese Tote war ein Geschöpf des Teufels gewesen. Er hatte sie erschaffen, und er hatte dafür gesorgt, daß er durch sie an die Seelen der jungen, verliebten Männer herankam.

Tommy Li war gerettet worden, andere nicht. Und ausgerechnet sein Vater ließ sich vom Teufel beeinflussen?

Er konnte es nicht fassen, stand im Garten unter den Bäumen und schaute gegen die große Scheibe, die Garten und Arbeitszimmer voneinander trennte.

Li Choung saß unbeweglich.

Die Hände lagen flach auf dem Schreibtisch. Es war nicht einmal zu erkennen, ob er überhaupt atmete. Zudem spiegelten sich zahlreiche Gewächse in der Scheibe und beeinträchtigten die Sicht.

Sadre war längst gegangen, um die Mordaufträge auszuführen. Ihm, Tommy, war gedroht worden, auf der Linie zu bleiben. Wenn er sie verließ, würde es ihm schlechtgehen, und er konnte sich vorstellen, daß Sadre sich dann auch seiner annahm und ihn tötete.

Soweit wollte er es nicht kommen lassen. Sadre war verschwunden, und noch bestand die Chance, daß er allein mit seinem Vater redete, ohne den Schatten im Nacken zu spüren.

Da es nicht so aussah, als würde sein Vater den Platz verlassen, um den Garten zu betreten, ging Tommy Li auf das Haus zu, um es durch einen der Seiteneingänge zu betreten.

Es war nicht so, daß sich sein Vater allein im Haus aufhielt, dienstbare Geister waren immer vorhanden, auch wenn sie nicht zu sehen waren. Wurden sie gebraucht, waren sie auf ein bestimmtes Signal hin sofort zur Stelle.

Tommy Li hatte keine Lust, ihnen zu begegnen. Nur Sadre hätte den Sohn des Meisters umgebracht.

Die anderen hätten dies nicht übers Herz bringen können.

Die Einrichtung des Hauses zeigte etwas von der Zerrissenheit der Menschen. Sie lebten zwischen zwei Welten, zwei Kulturen, und beides traf sich hier.

Europa und China gingen in diesem Haus eine Verbindung ein. Die Treppe stammte aus dem Reich der Mitte, die Lampen, die Schalen, die kleinen Altäre und ebenso die vielen Bilder, deren Motive Szenen aus der chinesischen Mythologie zeigten, wo zumeist der Kampf gegen drachenähnliche Ungeheuer im Mittelpunkt stand.

Modern war die Elektronik, die Küche, überhaupt die Kommandozentrale, über die Li Choung sein Unternehmen leitete. Er gehörte zu den mächtigen Bossen, die sich zu Banden zusammengeschlossen hatten, die Triaden genannt wurden und die erschienen waren, um die Mafia aus dem Geschäft zu drängen.

Das klappte nicht von heute auf morgen, es würde Jahre dauern, aber die Menschen aus dem asiatischen Raum besaßen kaum Zeit und Geduld. Die Jahre arbeiteten für, aber nicht gegen sie. Mit dieser Einstellung hatten sie schon manches Machtpotential erringen können.

Daß die Mafia das Eindringen der Haifische in ihre Gewässer nicht hinnahm, lag auf der Hand. Ihre Clans setzten voll dagegen, und mehr als einmal schon war es zu gefährlichen Bandenkriegen gekommen, die sie untereinander ausgefochten hatten.

Li Choungs Truppe kontrollierte die meisten Chinarestaurants. Die Pächter und Wirte hatten ihre wöchentlichen Abgaben zu entrichten. Wer nicht zahlte und sich mehr als dreimal weigerte, verschwand einfach von der Bildfläche, ohne jemals wieder gesehen zu werden.

Das wußte Tommy Li, denn sein Vater hatte ihn, als er ein bestimmtes Alter erreicht hatte, in gewisse Geschäfte eingeweiht. Seine Worte aber waren nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Tommy Li sah sich einfach nicht als Nachfolger seines Vaters an. Er war nicht so brutal. Er hatte mehr von seiner Mutter mitbekommen, einer amerikanischen Sängerin, die in zahlreichen Musicals am Broadway mitgespielt hatte, ohne jedoch als Star groß herauszukommen.

Tommy Li konnte seinen Vater nicht begreifen. Umgekehrt war es ebenso. Aber sie lebten nun mal zusammen, und Li Choung würde es nie erlauben, daß sein Sohn auszog. Dann wäre der Alte erpreßbar gewesen, und Feinde besaß er genug.

Auf leisen Sohlen bewegte sich Tommy Li. Er war nervös, sein Herz schlug kräftiger und schneller als sonst. Auf seinem Nacken lag der kalte Schweiß, und die Handflächen waren ebenfalls von dieser Schicht bedeckt.

Er räusperte sich die Kehle frei, als er die Tür aufdrückte. Eigentlich hätte er klopfen müssen, sein Vater verlangte dies. Allein, daß er darauf verzichtete, war für Tommy schon ein Erfolg, ein kleiner Beweis, daß er sich abnabeln wollte.

Er drückte die Tür nur so weit auf, daß er durch den Spalt schlüpfen konnte.

Das Zimmer war groß, der Schreibtisch bildete den Mittelpunkt.

Auch er stammte aus China, war eine Meisterarbeit gewesen, auf dessen breiter Platte all die Elektronik ihren Platz gefunden hatte, mit der sich der Triadenchef umgab.

Tommy Li schloß die Tür. Fast wäre ihm die Klinge noch aus den Fingern gegliitten, so feucht war seine Handfläche.

Der alte Chinese rührte sich nicht. Er schien nicht nur mumifiziert, sondern schon versteinert zu sein. Tommy Li konnte gegen das Halbprofil seines Vaters schauen. Für ihn sah es aus wie ein hart gefrorener Schatten.

Er mußte durch die Nase atmen, spürte eine leichte Übelkeit und hatte plötzlich vergessen, was er eigentlich sagen wollte. All das, was er sich vorgenommen hatte, war mit einemmal verschwunden, als wäre es vor seinem geistigen Auge weggerissen worden.

»Komm näher!«

Als er die Stimme seines Vaters hörte, durchzuckte ihn der Schreck. Tommy Li hatte damit gerechnet, daß sein Eindringen nicht aufgefallen war, aber die Stimme des Vaters belehrte ihn eines Besseren, und seine guten Vorsätze sanken noch mehr zusammen.

Er ging einen Schritt und blieb dann stehen, weil ihm eingefallen war, daß er schon wieder das tat, was sein Vater von ihm verlangt hatte. Der schaute ihn gar nicht an, sondern fragte nur: »Weißt du eigentlich, daß du hättest tot sein können, mein Junge? Ich hasse es, wenn jemand mein Büro betritt, ohne sich angemeldet zu haben. Sei froh, daß ich dich erkannt habe.«

»W... wie denn?«

»Sei froh...«

Mehr brauchte der Alte nicht zu sagen, und Tommy Li glaubte ihm jedes Wort. Er kannte die Macht dieses Menschen, die in seinen Augen beinahe grenzenlos war.

Er ging vor.

Seine Füße schleiften über den Seidenteppich, der den Parkettboden bedeckte. Innerlich gab er sich seine Befehle. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, und er betete darum, sich zusammenreißen zu können. Nur keine Schwäche zeigen. Wenn er das tat, war er verloren, dann hatte er überhaupt keine Chance. Sein Vater haßte schwache Menschen, besonders dann, wenn es sich um die Mitglieder der eigenen Familie handelte.

Er kannte den Weg, den er zu gehen hatte. Jeder Besucher mußte einen Bogen schlagen, so daß der Alte ihn im Auge behalten konnte. Am Ende des Bogens mußte er dann vor dem Schreibtisch in einer gewissen Distanz stehenbleiben. Ein Platz wurde ihm nicht angeboten. Das tat Li Choung auch bei seinem Sohn nicht.

Tommy Li versuchte, ein Zittern zu unterdrücken. Er wußte noch nicht, wie er das Gespräch beginnen sollte. Auf keinen Fall wollte er

seinem Vater erzählen, daß er das Gespräch zwischen ihm und Sadre belauscht und auch den Teufel gesehen hatte.

Die alten, wäßrigen Augen schauten ihn prüfend an. »Hast du dich entschlossen, Sohn?«

Tommy Li schluckte. Sein Speichel schmeckte bitter. In seinem Innern wühlte sich eine Schlange hoch, die sich in seiner Kehle festgesetzt hatte.

»Ich warte.«

»Ja, ich habe mich entschlossen.«

»Das finde ich gut.«

»Ich weiß nicht, ob...« Als Li Choung die rechte Augenbraue hob, verstummte Tommy Li.

»Rede weiter, Sohn!«

Auf einmal brach der Damm. »Ich kann nicht!« keuchte er, »verdammst noch mal, ich kann einfach nicht. Es tut mir leid, aber das ist alles zuviel für mich.«

»Was?«

»Du verlangst...«

»Ich verlange nicht viel von dir. Ich will nur, daß du mir ein guter Sohn bist, so wie es die Tradition befiehlt. Wir leben zwar in Europa, aber wir haben unsere Herkunft nicht vergessen, das weißt du selbst, Tommy Li.«

»Aber ich nicht, Vater. Ich bin hier aufgewachsen und...«

»Du bist an uns gekettet, und ich will stolz darauf sein, einen Sohn zu haben. Nicht allen ist dieses Glück geschenkt worden, mir widerfuhr es. Und ich will, daß mein Sohn einmal an diesem Platz sitzt, den ich noch einnehme.«

»Das... das kann ich auch, Vater!«

»Dann handle danach.«

»Du meinst... du meinst, ich soll so werden wie du. Ich soll hier deine schmutzige Arbeit verrichten? Soll Mordbefehle geben und auch gewisse Strafen...«

»Das gehört dazu.«

»Nein, Vater, das kann ich nicht. Ich bin nicht der Mensch dazu. Ich bin nicht so wie du, ich bin auch nicht so wie dein Killer Sadre. Für mich sind andere Dinge wichtig, ganz andere...«

»Ja, ich weiß, der Kontakt mit dem Teufel.«

Tommy Li schloß für einen Moment die Augen. Er wußte, daß sein Vater einen schwachen Punkt bei ihm getroffen hatte. Tommy Li hatte seinen Weg für den einzig richtigen gehalten, aber das war nun vorbei. Es war eine Täuschung gewesen, er hatte der Verlockung der Hölle nicht widerstehen können, denn der Teufel persönlich hatte die Pläne geschmiedet und tief in die Trickkiste gegriffen.

Daß er ausgerechnet ihm, dem Satan begegnen würde, damit hatte er

nicht rechnen können. Sein Sinnen und Trachten hatte einzig und allein der Frau gegolten, diesem wunderbaren Geschöpf, das ihn und seine Gesinnungsfreunde angelockt hatte.

»Es war ein Versehen, Vater.«

Der alte Chinese lachte. »Versehen ist gut. Ja, das ist wirklich gut. Dieses Versehen hat einen Keil zwischen uns getrieben und dich völlig aus dem Tritt gebracht, mein Lieber. Ich möchte, daß du wieder zu dir selbst findest und werde dir deshalb Zeit geben, über die alten Werte nachzudenken.«

Der letzte Satz hatte Tommy Li überhaupt nicht gefallen. Es war zwar verklausuliert gesprochen worden, doch Tommy Li wußte genau, was dasbedeutete.

Sein Vater würde ihn festsetzen.

Er würde ihn nicht mehr aus dem Haus lassen, sondern einsperren wie einen Gefangenen.

Der junge Mann atmete heftig. »Könntest du das deutlicher sagen, Vater?«

»Genau das will ich. Obwohl ich davon ausgehe, daß du es begriffen hast. Ich will einfach nicht, daß du hier aus meinem Haus verschwindest. Du wirst bleiben, du wirst unter meiner Kontrolle stehen und Zeit genug haben, über das Schicksal und deine Zukunft nachzudenken. Mehr sage ich dazu nicht.«

Tommy Li erbleichte. Seine Haut wurde noch dünner. Plötzlich kam ihm der große Raum eng wie eine Zelle vor, deren Wände sich immer zusammenschoben.

Er schielte zur Seite und zur Glastür, die den Garten vom Haus abtrennte. Im Garten bewegten sich Schatten. Es waren die Aufpasser, die seinem Vater treu ergeben waren. Sie würden eine Flucht unmöglich machen.

Dennoch stemmte er sich gegen dieses Schicksal an. »Und wenn ich nein sage?«

Li Choung räusperte sich. »Bleibt dir denn eine andere Wahl, Tommy? Hier habe ich das Sagen, auch wenn ich jemand einen Gefallen habe tun müssen.«

»Ja!« stieß der junge Mann hervor, der sich nicht mehr beherrschen konnte. »Ich weiß, von welch einem Gefallen du sprichst. Du meinst den Teufel, diesen verfluchten Dämon. Dieses Wesen, das gegen die Menschen ist, das, wir alle...«

»Genug!«

»Es ist nicht genug, Vater, denn der Teufel ist...«

Li Choung tat etwas, das bei ihm selten vorkam. Er sprang in die Höhe und fiel seinem Sohn ins Wort. »Bist du es nicht gewesen, der den Teufel geholt hat? Ist es nicht deine Schuld, daß er bei uns ein- und ausgegangen ist?«

»Nein, ich...«

»O ja, du bist es gewesen. Du und kein anderer. Du hattest Kontakt. Du hast nicht auf mich gehört und bist einem bösen Traum nachgelaufen, unter dem wir alle zu leiden haben. Ich könnte dich dafür mit dem Tode bestrafen, aber ich werde noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen, Tommy Li. Ich habe dich nicht töten lassen, aber ich werde dafür sorgen, daß so etwas nicht wieder geschieht.« Er klopfte mit dem spitzen Knöchel seines Zeigefingers auf die Platte.
»Das ist mein Haus. Ich bestimme, was geschieht.«

Tommy war bleich geworden. Er kannte seinen Vater und wußte, daß er nicht scherzte. So alt er auch geworden war, seine Grausamkeit hatte er beibehalten.

»Nun?«

Tommy Li schüttelte den Kopf. »Ich gehe meinen eigenen Weg. Ich lasse mich nicht von dir unterdrücken, Vater. Ich habe mich einmal entschlossen, dabei werde ich bleiben.«

Li Choung setzte sich. Dabei atmete es zischend und tief aus. Er bewegte seine Augenbrauen, legte die Stirn in Falten und sah so aus, als müßte er nachdenken.

»Dein letztes Wort, Tommy Li?«

»Mein allerletztes, Vater!«

»Gut, gut.« Der alte Mann nickte. Er lenkte seinen Sohn durch diese Bewegung von einer anderen ab, denn mit der rechten Hand zog er lautlos eine Schublade auf.

Der nächste Griff erwischte die Pistole.

Plötzlich schaute Tommy Li in die Mündung.

Der Junge wurde blaß. Er hatte gewußt, daß es nicht einfach werden würde, aber daß sein Vater sich tatsächlich dazu durchringen würde, den eigenen Sohn zu erschießen, das war ihm einfach zu viel.

Automatisch hob er die Hände.

»Das brauchst du nicht, Tommy Li. Du kannst sie ruhig unten lassen. Ich werde dich auch so erschießen.«

»Aber...«

»Auch kein Aber mehr. Ich habe dich bewußt nach deinem letzten Wort gefragt. Du hast es bestätigt, und jetzt ist es vorbei, Verdammter. Du hast nie richtig zu mir gehört. Ich hätte dich ertränken sollen, aber ich tat es wegen deiner Mutter nicht. Außerdem war ich schon sehr alt und wußte nicht, ob ich es noch schaffte, ein zweites Kind - einen Sohn - zu zeugen. Das ist vorbei, denn du hast dich für den falschen Weg entschieden, Tommy.«

»Deshalb brauchst du mich doch nicht umzubringen!« keuchte Tommy Li.

»Doch - gerade deshalb, denn du hast es geschafft und die Familienehre besudelt.«

Für Tommy brach eine Welt zusammen. Ja, er kannte den Ehrenkodex der Chinesen, aber das lag für ihn so weit entfernt und begraben in der Vergangenheit. Sie lebten in der Gegenwart und...

Der rechte Zeigefinger seines Vaters bewegte sich. Er sah es genau. Der Abzugsbügel erreichte den Druckpunkt. Ein geringes Zittern reichte, um aus der Mündung Tod und Verderben zu speien.

Erst in diesen langen schrecklichen Sekunden fiel Tommy Li auf, in welcher Lage er sich hineinmanövriert hatte. Es gab für ihn kein Erbarmen mehr und keine Gnade. Sein Vater hatte sich entschlossen, diesen Weg zu gehen, weil Tommy Li nicht in sein Konzept hineinpaßte.

Die Angst war wie ein gewaltiger Druck, der seinen gesamten Körper umklammerte. Sie fand nirgendwo ein Ventil, wo sie hätte entweichen können, und Tommy spürte selbst, wie stark er unter diesem Druck zitterte.

Li Choung nickte.

Das Zeichen.

Jetzt würde er schießen.

Tommy Li roch seinen eigenen Schweiß. Er kam ihm so scharf und ätzend vor wie nie.

Das war nicht normal, das...

Das Lachen!

Leise, hämisch, aber durchaus hörbar. Und auch irgendwie gemein klingend.

Tommy Li zuckte ebenso zusammen wie sein Vater, der mit dem Schuß zögerte.

Wieso? Wer hatte gelacht?

Sekunden vergingen, als die bleierne Stille wieder eingetreten war.

Wieder erklang das Lachen, untermalt von leisen, schleifenden Schritten, die sich ihnen näherten.

Sie konnten die Person nicht sehen, wagten auch nicht, sich umzudrehen.

Der eine saß, der andere stand unbeweglich!

Plötzlich wirbelte etwas durch die Luft. Der Gegenstand knallte auf den Schreibtisch, wo er noch ein Stück weiterrutschte, aber so geworfen worden war, daß er nicht über die Kante kippte und liegenblieb.

Der Gegenstand war lang, war vorn spitz und an beiden Seiten geschliffen.

Es war das Seelenschwert!

Und aus dem Hintergrund hörten Vater und Sohn die rauchige Stimme des Teufels.

»Nimm das Schwert für deinen Sohn, alter Mann!«

Etwas zischte durch die Luft!

Ich hatte das Geräusch gehört, wußte aber nicht, was es war. Zudem hatte ich mich damit abgefunden, nicht mehr eingreifen zu können. In meinem Körper wühlte noch der Schmerz des Tritts, als hätte er mir die Eingeweide zerrissen.

Die Klinge hätte eigentlich schon geworfen werden und Suko an den Boden nageln müssen, aber das geschah nicht.

Sadre konnte sie nicht mehr schleudern. Etwas hatte ihn erwischt und steckte in seinem Rücken.

Es war ein Pfeil!

Abgefeuert aus dem Halbdunkel der Tiefgarage, von einer Person, die ich nicht sah, über die ich mir momentan auch keine Gedanken machte, weil mein Augenmerk allein Sadre galt, der auf mich den Eindruck eines Tänzers machte, dessen unkontrollierte Bewegungen denen einer Puppe glich, die falsch gelenkt worden war.

Er taumelte nach vorn.

Ich hörte ihn ächzen.

Er bewegte seinen rechten Arm, als wollte er die lange Klinge doch noch in den Körper des Kindes schleudern, aber sie schien plötzlich sehr schwer geworden zu sein, denn sie zerrte seinen rechten Arm nach unten, bevor sie aus seinem Griff rutschte und zu Boden fiel.

Sadre aber hielt sich noch auf den Beinen. Er drehte sich von Suko weg, geriet dabei in meine Richtung und starrte mich an.

Ich lag noch immer auf dem Boden, schaute schräg in die Höhe und genau in sein Gesicht.

Nie würde, ich diesen Blick vergessen.

Es war einfach schrecklich, furchtbar und grauenhaft. Hinzu kam der Ausdruck in seinem Gesicht, das bereits von Tod gezeichnet worden war. Stoßweise floß Blut aus seinem Mund, als befände sich in der Kehle ein Quell, der nie versiegen wollte.

Trotzdem hielt er sich auf den Beinen. Mit torkelnden Schritten, wobei die Sohlen über den rauhen Beton des Garagenboden schleiften, ging er auf eine abgestelltes Fahrzeug zu, als könnte ihm dieser Wagen das Leben retten.

Es war nicht möglich. Er kippte nach vorn.

Schwer schlug er mit seinem Körper auf die Kühlerhaube. In einem letzten Reflex breitete er die Arme aus, und es hatte den Anschein, als wollte er sich rechts und links der Haube noch festhalten, um das Leben nicht mehr aus seinem Körper rinnen zu lassen.

Noch einmal zuckte er, dann lag er still.

Wie ein schreckliches Kunstwerk kam mir der Körper vor, der auf der Motorhaube lag und aus dessen Rücken der Pfeil ragte als eine finstere Todesbotschaft.

Sadre war nicht mehr, aber wir lebten!

Ich mußte mich erst mit dem Gedanken vertraut machen. Ich hatte bisher unter einer irrsinnigen Spannung und Furcht gelitten, die sich nun allmählich löste.

Ich fing an zu lachen.

Es war zunächst ein leises, kicherndes Gelächter, das sich anhörte, als wollte es nicht heraus. Dann aber wurde es lauter, schriller und schreiender.

Das Lachen hallte durch die Garage, unterbrochen von stockenden, glucksenden Lauten, und ich merkte selbst, daß mir die Tränen kamen. Ich lag halb auf der Seite, zog die Beine an und stützte mich auf dem Ellbogen ab, wobei ich spürte, wie meine Augen brannten, als hätte jemand Säure hineingekippt.

Es war einfach schlimm, aber ich fühlte mich trotzdem erlöst, obwohl ich es noch nicht fassen konnte.

Wie ein verletztes Tier kroch ich auf die Säulen zu, erreichte sie und zog mich zitternd daran hoch.

Ich flüsterte Worte, die ich nicht verstand, durch meinen Leib pulsten noch immer die Schmerzen, als würden zahlreiche Fäuste von allen Seiten dagegen bohren.

Ich drehte mich um, drückte meinen Rücken gegen die Säule und wischte mir die Augen sauber.

Ich sah Suko, der sich nicht vom Fleck gerührt hatte und auf mich den Eindruck eines staunenden Kindes machte.

Eine weitere Person schob sich in mein Blickfeld.

Es war Shao!

Sie hatte uns gerettet, denn sie hatte den Pfeil abgeschossen. Sie war die Frau mit der Halbmaske, sie war die Erbin der Sonnengöttin Amaterasu, die mit einer Armbrust bewaffnet war und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken trug.

Hautenges Leder umgab ihren Körper wie eine zweite Haut. In den Schlitzten der Maske blitzten ihre Augen, aber für mich hatte sie keinen Blick, denn sie schritt einzig und allein auf die Person zu, die am Boden lag und der ihr Interesse galt.

Es war natürlich Suko, ihr Partner, aber nicht in der Gestalt eines Kindes.

Sie zögerte die letzten Schritte zu gehen, breitete die Arme aus, und auch ich merkte, wie hilflos diese Geste letztendlich war. Sie konnte nichts für ihn tun. Sie hatte ihn retten können, mehr auch nicht. Alles andere lag weder in ihrer noch in meiner Hand. Da spielten andere Kräfte eine Rolle.

Vor Suko blieb sie stehen. Es sah so aus, als wollte sie ihm über den Kopf streichen, doch ihre schon ausgestreckte Hand zuckte zurück. Dafür ging sie in die Knie, flüsterte etwas und legte die von dünnen Handschuhen bedeckten Flächen der Hände gegen sein Gesicht, wo sie

Suko dann streichelte.

Er sagte nichts.

Auch Shao blieb stumm, und ich war Zeuge dieser so zärtlichen und gleichzeitig deprimierenden Begegnung zwischen diesen beiden Menschen.

Die Szene empfand ich einfach als schrecklich und gleichzeitig als traurig. So wie bei mir eine Welt zusammengebrochen war, als ich Suko zum erstmal in diesem Zustand gesehen hatte, so brach auch für Shao eine Welt zusammen. Obwohl wir eigentlich hätten optimistisch sein müssen, denn wir lebten schließlich. Wir hatten es jetzt in der Hand, die Zukunft zu gestalten, und dies gab mir wieder Mut.

Ich litt immer noch unter den Folgen des Treffers. Er hatte mich schwer erwischt. Die Beine waren dabei weich und wacklig geworden. Auf meinem Gesicht lag der kalte Schweiß. Beim Sprechen bekam ich kaum ein Wort hervor, und es gelang mir nicht, Shao anzureden. Was blieb, war nur ein müdes Krächzen.

Suko stand da wie eine Puppe. Shaos Hände sanken langsam nach unten, und sie konnte ihn endlich in ihre Arme schließen.

Sie drückte ihn an sich.

So verharrten sie minutenlang. Uns fiel kaum auf, daß zwei Fahrzeuge in die Tiefgarage rollten. Sie wurden glücklicherweise auf dem gegenüberliegenden Parkfeld abgestellt, und die beiden Männer kümmerten sich nicht um uns, als sie zum Lift gingen.

Ich hatte mich auch wieder soweit erholt, um mich auf die Suche nach der Beretta machen zu können. Die Waffe lag neben einem Hinterreifen.

Ich stützte mich an der Karosserie ab, als ich mich bückte, um die Beretta aufzuheben. So konnte ich wenigstens das Schwindelgefühl abfangen, das mich umkrallte.

Ich steckte die Waffe ein, kam wieder hoch und drehte mich nach rechts, wo Shao und Suko standen.

Sie hielt den Veränderten an der Hand fest. Ein rührende Geste. Für mich sah es aus, als würden sich dort Mutter und Kind aufhalten. Die Maske hatte Shao abgenommen und auch den Toten weggeschafft. Er lag nicht mehr auf der Kühlerhaube, sondern unter Sukos BMW, wo er so schnell nicht entdeckt werden konnte.

Sie nickte mir zu, lächelte dabei. »Danke«, sagte ich.

»Warum?«

»Wenn du nicht...«

»Bitte, John, laß es.« Auf dem Gesicht mit den feingeschnittenen Zügen sah ich einen Anflug von Unwillen. »Es ist noch nicht die Zeit, um zu danken. Du solltest daran denken, daß wir erst am Beginn stehen. Es liegt noch ein weiterer Weg vor uns. Aber darüber sollten wir nicht hier reden.«

»Stimmt.«

»Laß uns zu dir hochfahren. Du kannst deine Kollegen später alarmieren, damit sie die Leiche abholen.«

Es war der beste Vorschlag, den sie hatte machen können. Kurz vor der Lifttür drehte ich mich noch einmal um.

Shao kam hinter mir her. Sie führte Suko an der Hand. Er war nicht mehr als ein kleiner Chinesenjunge. Und ich wußte, daß ich dieses Bild nie im Leben vergessen würde...

Da lag das Seelenschwert, und es schien, als hätte es den Menschen die Sprache genommen.

Die Klinge sah aus, als wäre sie mit dunklem Licht gefüllt. Auf der schmalen Oberfläche spiegelten sich das Gesicht des alten Chinesen, der sich hinter seinem Schreibtisch sitzend vorgebeugt hatte, die Pistole noch immer festhielt, sie jedoch senkte, denn die Mündung zeigte schräg an Tommy Li vorbei.

Auch der junge Mann war von den Veränderungen der Tatsachen überrascht worden. Vor Sekunden noch hatte ihn die Todesangst umklammert, jetzt befand er sich außer Lebensgefahr, aber er hätte nicht sagen können, daß es ihm jetzt besserging, denn ein noch Schrecklicherer hatte die Regie übernommen.

Und er hielt sich nicht zurück.

Asmodis genoß seinen Auftritt. Er hatte auch jetzt seine geckenhafte Kleidung nicht abgelegt und wurde von einer widerlich riechenden Schwefeldampfwolke begleitet, als er sich auf den Vater und auch den Sohn zubewegte.

Von denen rührte sich keiner. Nur die Augen bewegten sich. Weder Vater noch Sohn wußten, wohin sie schauen sollten. Ihre Blicke wechselten zwischen dem Teufel und dem Seelenschwert.

Der Satan wollte nicht, daß einer den anderen tötete. Er verfolgte andere Pläne und gab sie nicht bekannt. »Weg mit der Waffe, alter Mann! Sie ist überflüssig.«

Li Choung atmete laut und stöhnend. Er wirkte plötzlich gebrochen, und sein altes Gesicht schien noch mehr auseinanderfallen zu wollen. Da saß kein Herrscher mehr, sondern ein Greis, der dicht davorstand, seinen letzten Atemzug zu tun.

Asmodis sah, daß man seinem Befehl nicht sofort nachkam. Deshalb wand er dem Alten die Waffe aus den Fingern. Er warf sie auf den Schreibtisch, wo sie für keinen erreichbar war.

Tommy Li hatte sich entspannt, die Furcht aber war geblieben. Er konnte sich vorstellen, vom Regen in die Traufe geraten zu sein, denn in die Hand des Teufels zu geraten, war möglicherweise schlimmer, als in den Tod zu gehen.

Er hatte ja erlebt, wie der Teufel Menschen manipulieren konnte. Joanna war sein Geschöpf gewesen, hatte auf ihn allein gehört und die Menschen ins Verderben gezogen.

Asmodis war an der Schmalseite des Schreibtisches stehengeblieben. Sein Gesicht sah aus wie eine bleiche Fettmasse. Darin lagen die Augen wie zwei dunkle Teiche. Der Mund bildete einen kantigen Strich, spitz trat das Kinn hervor.

Und noch immer wehte der Geruch nach Schwefel über den Schreibtisch hinweg.

Er lächelte. Dieses Lächeln war widerlich und falsch. Es zeigte aber auch Triumph und bewies, wie sehr sich der Teufel freute, das Heft an sich gerissen zu haben.

»Ihr dürft nie den Joker vergessen«, sagte er. »Dieses Spiel läuft nach meinen Regeln. Ich mag es nicht, wenn geschossen wird, Li Choung. Du brauchst für deinen Sohn keine Kugel zu nehmen, das alles ist Unsinn. Es gibt bessere Möglichkeiten.«

Li Choung schwieg.

Der Teufel ließ ihm einige Sekunden, bis er fragte: »Willst du nicht wissen, an welche ich gedacht habe?«

Der Greis nickte. Er zitterte, bevor er sagte: »Ich kann es mir denken. Ja, ich kann es mir denken. Du bist nicht ohne Grund zu uns gekommen, du nicht!«

»Stimmt.« Asmodis hob eine Hand an. Er hatte sehr lange und sehr helle Finger. Die Haut sah aus, als wäre sie angestrichen worden. Und mit dem Zeigefinger deutete er auf das Schwert. »Ich habe euch beiden etwas mitgebracht. Es gehört mir, aber wenn es sein muß, leihe ich es gern aus. Eine Kugel ist nicht gut für deinen Sohn, Li Choung. Du wirst das Seelenschwert nehmen, wenn du ihn vernichten willst. Es ist besser, es ist von mir getauft worden. Wenn du mit dem Schwert zuschlägst, wirst du erleben, daß...«

»Nein!« Der Greis regte sich auf. »Nein, ich werde das Schwert nicht nehmen.«

»Warum nicht? Es gibt keinen Weg zurück.«

»Ich will meinen Sohn töten. Ich muß das Versprechen einlösen, um mir gegenüber bestehen zu können. Das allein bin ich mir schuldig. Ich muß es einhalten.«

Auch Tommy Li hatte die Worte sehr genau verstanden. Obgleich er wußte, wie mächtig der Teufel war, gehörte er nicht zu den Menschen, die immer zustimmen. Dann hätte er auch bei seinem Vater bleiben und tun können, was dieser verlangte. So aber sah er es nicht. Und er setzte auch dem Teufel Widerstand entgegen.

»Nein, ich will es nicht! Ich bin nicht der Mensch, der zu dir geht. Ich habe dir nichts versprochen.«

»Tatsächlich nicht?«

»So ist es. Ich...«

»Denke nur an Joanna.«

Tommy Li winkte ab. »Sie war nicht du. Ich habe sie...«

»Sie war mein Geschöpf. Durch sie seid ihr in meinen Dunstkreis geraten. Durch sie habt ihr den Weg zu mir gefunden. Das sollte auch klar sein. Sie war meine Botin, die es ausgezeichnet verstanden hat, in meinem Sinne zu handeln.«

»Das ist Unsinn!«

»Nein!«

Der Teufel wollte keine Diskussion mehr. Er hatte seinen Kopf so gedreht, daß er Tommy Li anschauen konnte.

Und der reagierte. Noch nie zuvor hatte er einen derartigen Blick erlebt. Niemals hatte ihn jemand so angeschaut. Das Gesicht des Höllenherrschers schwamm unter dem dunklen Dreispitz. Nur die Augen blieben übrig, die sich immer mehr vergrößerten und Tommy Li an kreisrunde Spiegel erinnerten, in denen sich etwas zeigte, das ein normaler Mensch nie würde sehen können.

Es waren Szenen aus der Hölle!

Nicht aus der Hölle, die sich die Menschen in ihrer Phantasie über all die Jahrhunderte aufgebaut hatten, kein Kessel, in dem Menschen über Feuer gekocht wurden und wo nackte rote Gestalten mit Speeren auf die Armen einstachen, es war völlig anders.

Eigentlich mehr ein Schatten, in dem sich Schlieren bewegten und für eine schreckliche Ausstrahlung sorgten.

Tief in Tommys Innern explodierte etwas, es kam ihm vor, als würde alles Gute aus ihm herausgedrückt werden. Er sah nur die beiden großen Augen, konnte sie nicht einmal beschreiben, aber dieser Blick schaffte es tatsächlich, den Vorhang wegzuziehen, der bisher seine Menschlichkeit angedeutet hatte.

Da war er nicht mehr.

Er war ein Wesen geworden ohne Willen. Es stand voll und ganz unter dem Einfluß des anderen.

Der Teufel, das Böse habe die Gewalt über ihn bekommen. Es würde für ihn kein zurück mehr geben, und dies hier empfand er schlimmer als die Szenen innerhalb des Camps, wo er versucht hatte, an Joanna heranzukommen.

Er saugte die Luft ein. Selbst dieser normale Vorgang drückte die Schmerzen in ihm hoch. Er hatte das Gefühl, innerlich verbrennen zu müssen. Eine nie gekannte Hitze durchströmte seine Adern, wobei er sich fragte, ob es bereits das Höllenfeuer war, das ihm der Teufel persönlich geschickt hatte.

Zwar stand er noch, aber nicht mehr lange, denn der Schwindel überkam ihn wie eine gewaltige Schwinge, die alles überdeckte. Nur die Augen sah er, und aus ihnen strömte das Böse hervor, das er nicht

aufhalten konnte.

Er war nicht mehr der Tommy Li wie noch vor Minuten. Man hatte ihn gebrochen.

Seinen Namen hörte er wie aus weiter Ferne gerufen. Er schüttelte den Kopf, vernahm ein Lachen und merkte, wie die beiden Augen vor seinem Gesicht kleiner wurden und der Blick an Intensität verlor.

Vor ihm stand der geckenhafte Mann und lächelte ihn an. Da war das blasse Gesicht, die dunklen Augen, aber beides in einer verschobenen Perspektive, denn er schaute jetzt von unten hoch.

Ihm fiel ein, daß er auf dem Boden lag und er nicht wußte, wie er dort gelandet war.

»Steh auf!« verlangte der Teufel.

Tommy Li bewegte sich langsam. Seine Glieder schmerzten, den Grund konnte er sich nicht vorstellen, aber er hatte verstanden, was der Teufel von ihm wollte.

Er stand auf.

Asmodis nickte. »Das ist gut«, lobte er ihn. »Du hast eingesehen, wo die richtige Seite ist. Du stehst wieder bei mir, was du schon einmal versucht hast.«

»Ja.«

Asmodis nickte. Er schaute den alten Li Choung an. Der Greis rührte sich nicht. Er würde es nicht mehr schaffen, denn er mußte längst wissen, daß seine Zeit vorbei war. Er war aus dem Spiel. In diesem Haus hatte jemand anderer das Sagen.

»Nun?«

»Was soll ich tun?«

Asmodis lachte, als er die Antwort des Tommy Li gehört hatte. »So gefällst du mir schon besser«, erklärte er, »viel besser sogar. Ich bin der Meinung, daß du hingehst und dir das Schwert nimmst. Ja, mein Seelenschwert, Tommy.«

»Und dann?«

Asmodis zeigte ein Lächeln. »Muß ich dir das noch erklären? Ich habe mich entschlossen, auf dich zu bauen. Zuerst hatte ich deinen Vater ausgesucht, aber seine Zeit ist abgelaufen. Ich möchte, daß du jetzt seine Aufgabe übernimmst. Pack dir das Seelenschwert und zerteile deinen Vater in zwei Hälften.«

Jeder normale Mensch hätte sich nach diesem Vorschlag gewehrt. Er wäre schreiend davongelaufen.

So etwas hätte er nicht einmal gedacht, aber Tommy Li reagierte anders. Der Teufel hatte ihn zu seinem Diener gemacht. Es gab kein Zurück. Was er befahl, mußte einfach ausgeführt werden.

Tommys Augen aber glänzten. Er war von diesem Vorschlag begeistert. Über die Haut rann ein Schauer, und er öffnete den Mund, um schwer Luft zu holen.

»Nun?«

Er nickte.

Asmodis deutete auf die Klinge. »Sie gehört dir. Nimm sie und führe damit meine Aufträge durch. Und wirst erleben, daß er Eintritt in eine neue Zeit und in ein anderes Leben ist.«

Tommy Li hatte das Schwert noch nie zuvor in den Händen gehalten. Er konnte es nur mit einem großen Respekt betrachten. Als er sich vorbeugte, sah er sein Gesicht in der Klinge, das heißt, nur einen schmalen Ausschnitt davon. Die Partie der Augen, die Stirn und den Ansatz der Nase. Er sah völlig normal aus, nichts wies auf eine Veränderung hin, bis eben auf die Augen.

Sie zeigten einen kalten, sehr grausamen Blick. Darin gab es keine Menschlichkeit mehr. In ihnen loderte die Macht der Hölle, nur das Negative.

Haß und Vernichtung hatten die Eigenschaften der Liebe und das Verständnis abgelöst, und dieser Haß war wie ein Bannstrahl, der jeden treffen konnte.

Mit beiden Händen umklammerte er den Griff. Er war völlig normal, nicht einmal kunstvoll gefertigt, aber er zeigte auf beiden Seiten die Gravur einer Teufelsfratze.

So hatte es schon seine Bedeutung bekommen.

Tommy Li hob das Schwert an. Gleichzeitig durchströmte ihn das Gefühl einer völlig neuen Kraft, die ihm eine nie erlebte Sicherheit mit auf den Weg gab.

Für ihn war es ein Wunder der Hölle, denn sie hatte es geschafft und sich ihm offenbart.

Er war zufrieden, sehr zufrieden sogar...

Dann drehte er sich um.

Das Schwert schwang mit. Er hatte dabei den Eindruck, selbst die Luft zerschneiden zu können.

Einen derartigen Gegenstand hatte er niemals zuvor in den Händen gehalten.

Sein Blick fiel auf den Teufel!

Asmodis war zufrieden. Er stand nicht mehr direkt neben dem Schreibtisch, war einen Schritt zurückgewichen und wartete darauf, daß sein neuer Diener all das in die Tat umsetzte, was er von ihm verlangte. Und es würde für ihn kein Zurück geben.

Tommy Lis Gesichtsausdruck hatte sich unter dem neuen Eindruck verändert. Seine Züge waren gealtert. Er wirkte längst nicht mehr so gelöst wie sonst. In seinem Blick lag allein der Wille zur Vernichtung. Und er lächelte. Dabei hatte er seinen Kopf zur Seite gedreht, so daß er auf seinen Vater schauen konnte.

Der sagte nichts.

Starr saß er hinter dem Schreibtisch. Nicht einmal die Haut zitterte.

Sie war zusammengezogen wie eine alte Zitronenschale. In den Augen lag nicht einmal Angst. Ein müder, ein sehr enttäuschter Ausdruck hatte sich in ihnen ausgebreitet.

Der Schreibtisch trennte Vater und Sohn, und Tommy Li kehrte das Verhältnis um.

War er noch vor kurzem von seinem Vater bedroht worden, so bedrohte er jetzt ihn, denn die Spitze zeigte haargenau auf die Brust des Greises.

»Du hast mich erschießen wollen, Vater, das habe ich nicht vergessen. Du hast mir auch gesagt, daß ich nicht mehr dein Sohn wäre. Das vergaß ich nicht. Jetzt will ich dir sagen, daß du nicht mehr mein Vater bist. Ich habe mir einen anderen ausgesucht. Einen, der mächtiger ist als du, viel mächtiger sogar. Ich diene jetzt dem Satan, und nur das ist es, was zählt. Er ist jetzt mein Vater, nicht du, Li Choung. Ich gehorchte einzig und allein dem Teufel, ich gehorche der Macht der Hölle, und sie hat mir einen Auftrag gegeben. Ihr bin ich zu einem großen Dank verpflichtet, das darfst du nie vergessen, und ich werde genau tun, was der Teufel von mir verlangt.«

Der Greis gab zunächst keine Antwort. Er blickte über das Schwert hinweg auf seinen Sohn und forschte in dessen Gesicht nach, wo sich nichts verändert hatte.

Bis eben auf den Ausdruck in seinen Augen.

Und der war schlimm. Er zeigte Li Choung, daß er Tommy für alle Zeiten verloren hatte.

»Willst du noch etwas sagen, Vater?«

»Nein. Es hat wohl keinen Sinn mehr.«

»So ist es. Ich besitze das Seelenschwert und damit auch die Macht über die Menschen. Ich kann ihre Seelen teilen, denn jede menschliche Seele hat zwei Seiten, das weiß ich inzwischen. Auch deine, Vater, auch deine. Das werde ich bald erleben.«

Der Greis nickte.

»Steh auf, Vater!«

Li Choung gehorchte. Dabei bewies er, wie sehr er sich in der Gewalt hatte, denn an ihm zitterte nichts.

Tommy Li sah die Waffe seines Vaters auf dem Schreibtisch liegen. Um den alten Mann nicht in Verbindung zu bringen, senkte er die Klinke und schob die Pistole zur Seite, die am Rand des großen Schreibtisches und somit unerreichbar für Li Choung liegenblieb.

Der hatte nicht einmal hingeschaut. Aufrecht stand er jetzt vor seinem Stuhl.

Wenn es nach ihm ging, würde er so in den Tod schreiten. Ja, er würde so sterben, wie er gelebt hatte. Ohne sich zu ducken, ohne zu betteln oder zu flehen. Er hatte in seinem Leben genügend Mordaufträge gegeben, und er würde so sterben, wie er es für richtig

hielt.

Asmodis hielt sich aus dem Spiel. Es war so seine Art. Er wollte die Menschen agieren lassen, die unter seiner Kontrolle standen und freute sich dabei, wenn sie andere Menschen vernichteten. Erst dann konnte er zufrieden sein.

Noch einmal holte der Greis Luft. Es sah so aus, als wäre es der letzte Atemzug in seinem Leben. Er hatte die Arme ausgestreckt, die Hände auf die Kante des Schreibtisches gelegt und erwartete in dieser aufrechten und stolzen Haltung den Tod.

Die Klinge zitterte nicht einmal, als Tommy Li sie anhub, die Arme vorstreckte, damit das in der Hölle geschmiedete Metall über dem Kopf seines Vaters schwebte.

Tommy Li lächelte böse.

Ein Abschiedslächeln. Und mit diesem Lächeln auf den Lippen ließ er die Klinge langsam sinken.

Er schlug noch nicht zu, denn er legte sie flach auf den Kopf seines Vaters. Es sah so aus, als wollte er noch einmal genau Maß nehmen, damit er auch genau traf.

Zwei, drei Sekunden ließ er verstreichen.

Dann hob er die Klinge an.

Das geschah blitzschnell, und ebenso schnell kantete er sie wieder und ließ sie nach unten rasen.

Mit ungeheurer Wucht drang sie in den Körper seines Vaters ein, um ihn und seine Seele zu spalten.

Asmodis aber stand im Hintergrund und lachte so schaurig wie der Mephisto auf der Bühne über die Qualen des Dr. Faustus...

Wenn ich nach rechts blickte, schaute ich gegen ein Kind, das Suko hieß. Blickte ich nach links, sah ich Shao. Sie und Suko hatten auf meiner Couch Platz genommen, aber es war nichts so wie früher, wenn sie nebeneinander saßen.

Zwischen ihnen befand sich eine Lücke. Sie berührten sich nicht, sie wirkten wie zwei Fremde, obwohl sie eigentlich in einer tiefen Zuneigung miteinander verbunden waren.

Jetzt gab es nur die Distanz, und sie kamen beide mit der neuen, schrecklichen Lage nicht zurecht.

Wir hatten miteinander gesprochen und dabei versucht, die Gefühle auszuschalten.

Es war uns nicht immer gelungen, zu gewaltig war der Strom der schrecklichen und teilweise auch unerklärlichen Ereignisse über uns hinweggeglitten.

Was tun?

Keiner hatte die Frage bisher ausgesprochen, aber sie schwebte

unsichtbar zwischen uns.

Ich wußte es nicht, Suko kannte ebenfalls keine Lösung, und auch Shao dachte nach.

Wobei wir von Suko wohl nichts erwarten konnten. Ich hatte ihm den Stab zurückgegeben, damit wir uns wenigstens normal unterhalten konnten. Noch immer hatte ich mich nicht daran gewöhnen können, es mit einem Kind zu tun zu haben, das mit der Stimme eines Erwachsenen sprach. Es war einfach unfassbar, wobei ich mich auch fragte, ob Suko ebenso dachte und handelte wie ein erwachsener Mensch, denn seine Antworten hatten darauf nicht schließen lassen.

Jedenfalls hatte er, der Betroffene, keine Lösungsvorschläge unterbreitet.

Doch davon waren auch Shao und ich noch entfernt. Eines stand fest, und das wiederholte Shao auch.

»Wir müssen das Seelenschwert finden!«

Ich nickte betrübt, schaute gegen den Tisch, wo auch ein Aschenbecher stand, auf dessen Rand meine Zigarette lag, die allmählich verqualmte. Ich empfand es als schlimm, daß auch Shao keinen Rat wußte. Einmal hatte sie ihn gewußt, da war ihr, die sie in einer anderen Dimension gefangen war, bewußt geworden, daß es ihrem geliebten Suko sehr schlecht ging. Sie hatte seine Veränderung gespürt, denn trotz dieser ungewöhnlichen Distanz zwischen ihnen war das Band der Liebe nicht gerissen.

Über die Kraft der Sonnengöttin hinweg wußte Shao, in welcher schrecklichen Lage sich Suko befand, und sie war aus ihrem Reich hergeeilt, um ihm und mir zu helfen.

Im letzten Augenblick war sie erschienen, um uns vor dem Killer zu retten, aber jetzt gab es nichts mehr, was sie noch hätte tun können. Sie wußte auch nicht, wie es weiterging, welchen Weg wir einschlagen sollten. Es stand nur fest, daß wir Suko schützen mußten. In seiner jetzigen Gestalt war er kein Gegner für die Mächte des Bösen. Da konnten sie ihn malträtieren und niedermachen, deshalb mußten Shao und ich an seiner Seite bleiben.

Ich hatte meinen Chef noch nicht angerufen, die Leiche lag auch noch in der Tiefgarage, wir mußten erst abwarten, was die nächste Zeit brachte. Es würde sich irgendwie herumsprechen, daß Suko und ich überlebt hatten, und wahrscheinlich versuchten es unsere Gegner ein zweites Mal.

Suko lehnte sich zurück. Die Sitzfläche war für ihn jetzt zu breit. Seine Füße erreichten nicht einmal den Boden. Und es waren genau diese Kleinigkeiten, die mir einen Schauer über den Rücken fließen ließen. Diese so alltäglichen Dinge, die sich plötzlich verändert hatten und die mich fast irrsinnig machten.

»Wo ist das Zurück?« fragte ich und schaute Suko dabei sehr genau an.

»Weiß ich nicht.«

»Und was ist mit dir, Shao?«

Sie hob die Schultern. Ihr Gesicht wirkte angespannt, und sie sprach vom Teufel, der hier die Regie führte. »Wenn du ihn findest, hast du auch das Schwert.«

»Würde es dann auch ein Zurück für Suko geben?«

»Das weiß ich nicht!«

Ich schaute ins Leere und murmelte dabei. »Alles, was wir vorhaben, ist mit einem großen Risiko verbunden. Wir haben einstecken müssen, aber wir können nicht austeilen. Ich würde mich gern an den Teufel halten, wenn ich wüßte, wo ich ihn finden kann. Es ist ja so, daß seine Auftrittsplätze wechseln. Ich kann doch nicht sagen, so, jetzt gehe ich in die Hölle und hole ihn dort heraus, um ihm das Messer an die Kehle zu setzen, damit er tut, was ich sage.«

»Nein, das geht nicht.«

»Aber wir müssen irgendwo ansetzen.«

Shao lächelte knapp. Sie hatte noch immer das glatte Gesicht, auch die Haare waren lang, aber diesmal fielen sie nicht bis über die Schultern, weil Shao sie hochgesteckt hatte. »Das können wir auch, John, davon bin ich überzeugt.«

»Dann weißt du mehr als ich.«

»Nein, das glaube ich nicht. Dieser Mann, der euch vernichten wollte, ist der wirklich von Asmodis geschickt worden oder von einer anderen Person?«

Ich runzelte die Stirn. Je länger ich über die Frage nachdachte, um so mehr gefiel sie mir. Shao konnte durchaus recht haben. Die menschliche Mordmaschine brauchte nicht unbedingt im Dienste der Hölle gestanden zu haben, denn in diesem Fall gab es schließlich Verbindungen zwischen Asmodis und einem chinesischen Triaden-Clan, dem Tommy Lis Vater vorstand.

»Du denkst an einen anderen Weg - oder?«

»Ist der so falsch?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann sollten wir ihn gehen, John.«

»Und unser Leben verlieren«, erwiderte ich spontan.

Shao zeigte sich irritiert. Sie schüttelte den Kopf und wollte wissen, wie ich darauf käme.

»Ganz einfach, Shao. Diese Triaden sind ein Club für sich. Jeder, der sich ihnen nähert und nicht zu ihnen gehört, muß damit rechnen, zu sterben. Ich kann mir vorstellen, daß sich der alte Li Choung in die Enge getrieben sieht und keinen Ausweg mehr weiß, als zu töten, als alles um sich herum zu vernichten.«

Sie stieß hart die Luft aus. »Daran habe ich im Moment nicht gedacht. Es würde also schwer für dich werden.«

»Ja. Es sei denn, wir erscheinen dort mit einer großen Mannschaft und umstellen seinen Bau.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das wäre nicht gut. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein.«

»Aber Bescheid wissen müssen wir.«

»Das sehe ich ein.«

Shao stand auf. »Dann werde ich zu ihm gehen. Du bist Europäer, ich Chinesin. Sie werden mich nicht abweisen. Außerdem habe ich andere Möglichkeiten als ihr.«

Das sah ich ein.

»Du und Suko wartet hier in der Wohnung am besten. Hier seid ihr einigermaßen sicher.«

Ich lachte sie scharf an. »Nein, Shao, das werde ich nicht tun. Das habe ich noch nie getan. Ich will da mitmischen. Ich muß es einfach, verstehst du?«

»Und das Kind?«

»Ich werde schon auf Suko achtgeben, zudem kann ich mir nicht vorstellen, daß er so hilflos ist. Gut, er wird sich nicht wehren können wie sonst, aber ich gehe nach wie vor davon aus, daß er noch ein großes Wissen besitzt.«

»Worüber?« fragte sie zurecht.

»Über einen Vorgang, mit dem alles begonnen hat, Shao. Erinnere dich an unser Gespräch vorhin.«

Sie runzelte die Stirn, dachte nach und kam auf die geheimnisvolle Truhe zu sprechen.

»Genau das meine ich.«

»Aber du hast es noch nicht probiert. Du wirst...«

»Ich hatte vor, ihr Magie zu benutzen. Sie ist möglicherweise der Weg, mit ihr hat alles begonnen. Aus ihr drang der Geist der Joanna, der die jungen Männer während ihrer Träume beeinflusste. Diese Truhe ist ein Stück des Teufels. Sie gehört ihm ebenso wie das Seelenschwert, und sie müssen wir in unsere Rechnung mit einbeziehen.«

Shao erwiderte nichts. Da kein anderer Vorschlag kam, schien sie damit einverstanden zu sein.

»Wenn ich zurückkehre, werde ich euch hier wohl nicht mehr vorfinden.«

»Damit kannst du rechnen.«

Sie überlegte einen Moment. »Ich hoffe nur, daß wir alle keinen Fehler begehen.«

»Das wird sich hinterher herausstellen.«

Die Chinesin wandte sich scharf ab. Das weiche Leder bewegte sich auf ihrer Haut, als sie auf Suko zuing und sich zu dem Kind hinabbeugte.

Er schaute sie an.

Ich sah, daß Shao weinte, als sie ihre Handflächen streichelnd über die Wangen des Kindes gleiten ließ. Einige Male schluckte sie, flüsterte etwas und drehte sich dann um.

Mir war dieser Abschied ebenfalls unter die Haut gegangen. In meiner Kehle steckte ein Kloß. Nur mühsam kam ich hoch und ging Shao nach, die mittlerweile den schmalen Flur erreicht hatte. Die Nachwirkungen des brutalen Treffers spürte ich noch immer, was sich auch in meinen Bewegungen ausdrückte, denn ich ging leicht gekrümmt.

Ich betrat den Flur, wollte Shao ansprechen, aber sie war bereits verschwunden.

Es hatte auch keinen Sinn, nach ihr rufen zu wollen. Sie würde und wollte mich nicht hören, denn sie hatte sich zu einem anderen Weg entschlossen.

Ich ging wieder zurück in den Wohnraum, wo Suko auf der Couch saß und auf mich gewartet hatte.

Er wirkte so schrecklich einsam und verloren, wie er dahockte. Das Sitzmöbel war viel zu wuchtig für ihn, und er schaute mich aus großen Augen an.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich setzte mich hin, rauchte wieder, obwohl ich es eigentlich nicht vorhatte, dachte daran, einen Whisky zu trinken, was ich aber bleiben ließ, denn wichtige Dinge standen bevor, für die ich einen klaren Kopf brauchte.

»Es wird alles wieder gut werden, Suko«, flüsterte ich. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir werden den Weg allein gehen und dich wieder zurückholen.«

Er runzelte die Stirn und sah so aus, als hätte er mich nicht richtig begriffen.

»Was willst du denn tun?« fragte er dann. »Ich... ich fühle, daß ich ein anderer bin. Daß irgend etwas von mir fortgeschwemmt wurde, daß alles nicht mehr so ist wie sonst. Ich... ich kann nicht dagegen angehen, obwohl ich es will. Ich bestehe aus zwei verschiedenen Existenzen. Ich bin ein Kind und trotzdem erwachsen.«

Daß Suko es so sah, darüber war ich froh. Er stellte sich den Problemen und drehte nicht durch.

Deshalb hoffte ich, daß er auch in Zukunft die Nerven bewahren würde.

»Wir werden alles wieder in Ordnung bringen, Suko, aber dafür brauche ich deine Hilfe.«

»Ich kann doch nichts tun.« Er hob die Schultern und schaute danach

auf den Stab, den er zwischen seinen Fingern drehte wie einen fremden Gegenstand.

»Doch, Partner, du kannst etwas tun! Du wirst dich gegen dein Schicksal stemmen. Du wirst mir Informationen geben. Du wirst dich auch möglicherweise erinnern.«

»Woran denn?«

»An all die schlimmen Dinge, die sich ereignet haben. An die Macht der Hölle, die dich umklammert hält. Sie wird vom Teufel geleitet. Sie ist das Böse, was aus dir herausgetrieben werden muß. Kannst du das denn nicht begreifen?«

»Ja, ja aber ich weiß nicht, wie es dazu kam. Meine Erinnerung ist verblaßt. Ich fühle wohl, daß da etwas gewesen ist, aber ich kann es nicht genau erklären.«

»Dann versuchen wir gemeinsam, es aufzuklären. Wir beide bringen Licht in die Sache. Ich verspreche dir, daß ich auf deiner Seite stehen werde. Wir werden zu dem Gegenstand gehen, mit dem alles begonnen hat. Wir müssen uns einfach näher mit der Truhe beschäftigen, die gleichzeitig ein Sarg gewesen ist.«

Suko schaute mich befremdet an. »Ja«, sagte er, »da war etwas. Ich erinnere mich, aber es liegt einfach zu weit zurück, verstehst du? Zu weit...«

»Wenn du da bist, wirst du dich wieder erinnern.«

»Ich weiß nicht.«

Wie ich es bei jedem normalen Kind getan hätte, streckte ich ihm meine Hand entgegen, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. Er kam sehr langsam in die Höhe, schaute mich an, dann glitt sein Blick durch den Raum, als wäre das Zimmer für ihn vollkommen fremd.

Oder nahm er Abschied?

Als ich über diesen vertrackten Zustand nachdachte, bekam ich eine Gänsehaut.

Ich schluckte meine Nervosität hinunter. Suko sollte auf keinen Fall merken, daß ich nicht so souverän war, wie ich mich gab. Er würde Probleme geben, und es würde fraglich sein, ob es uns gelang, sie zu lösen. Auch wenn sich Shao im Hintergrund aufhielt und uns gewissermaßen den Rücken deckte.

Freiwillig schob Suko seine kleine Hand in die meine. Wie Vater und Sohn verließen wir den Raum.

In der freien Hand hielt Suko den Stab. Zum Glück hatte der Teufel seine Kraft nicht zerstören können. Durch ihn hielten Suko und ich Kontakt, und nur durch ihn gelang es ihm, so zu denken wie ein Erwachsener.

Wir fuhren hinab in die Tiefgarage, die eigentlich unser Grab hätte werden sollen.

Als ich daran dachte, überkam mich ein Frösteln...

Tommy Li hatte zugeschlagen und erwartet, das Blut seines Vaters spritzen zu sehen, aber das trat nicht ein.

Das Schwert durchfuhr seinen Körper, als wäre dieser nicht vorhanden, und die Klinge leuchtete dabei auf, kaum das sie es geschafft hatte, den Kopf zu spalten.

Es war unwahrscheinlich, für Tommy Li kaum zu fassen, und als er die Waffe wieder anhub, da endlich geschah ein Teil von dem, mit dem er gerechnet hatte.

Sein Vater kippte ihm entgegen.

Li Choung fiel sehr langsam und intervallartig, als hätte er mehrere Stöße in den Rücken bekommen. Kein Blut, keine Wunde, aber trotzdem lebte der Greis nicht mehr.

Schwer fiel er auf den Schreibtisch. Seine Arme schleuderten noch nach vorn, die Hände hingen über, aber in seinem Körper war kein Funken Leben mehr.

Tommy Li trat zurück.

Er hatte das Schwert sinken lassen, sein Blick überflog die Klinge, doch auch auf dieser glatten, ziemlich dunklen Fläche schimmerte kein Tropfen Blut. Die Waffe sah so aus, als wäre sie nicht benutzt worden. Tommy Li begriff nichts mehr.

Aus dem Hintergrund des Zimmers löste sich die Gestalt des Teufels. Gemächlich schlenderte er heran, leise lachend und seinem neuen Helfer dabei zunickend.

»Gut hast du das gemacht, Tommy Li, sehr gut.«

Der junge Mann zitterte. Er war totenbleich geworden und flüsterte: »Warum habe ich das gut gemacht?«

»Du hast meine Befehle befolgt.«

»Ja, das habe ich«, erwiderte er tonlos.

»Das ist sehr gut«, lobte der Teufel. »Sogar ausgezeichnet. Ich darf dir gratulieren.«

»Und... und mein Vater?«

Der Teufel lachte. »Dein Vater ist nicht von einer normalen Waffe getötet worden, sondern von meinem Seelenschwert, und diese Klinge ist etwas Besonderes. Sie ist sogar einmalig, wie ich behaupten möchte.«

»Ja, er ist tot, er wurde getroffen, und doch konnte ich keinen Tropfen Blut sehen.«

»Richtig.«

»Aber was ist mit ihm? Mit meinem Vater?«

»Schau genau hin, Tommy. Denn du sollst selbst sehen und erleben, was du geleistet hast.«

Er hatte ihn zwar getötet, aber jetzt auf die Leiche zu schauen und sie zu beobachten, fiel ihm doch schwer, und es kostete ihn eine

wahnsinnige Überwindung.

Er trat langsam näher heran.

Der Tote lag da wie hingeworfen. Als hätte ihn jemand über den Schreibtisch hinweggeschleudert und dabei im letzten Augenblick die Bremse eingeschaltet. Er traute sich nicht näher heran, doch der Teufel verlangte eine Berührung.

»Los, faß ihn an!«

»Warum, ich...?«

»Tu es!«

Einen dritten Befehl brauchte der Teufel nicht zu geben, da streckte Tommy Li seinen Arm aus und strich über den Nacken des Toten hinweg.

Er spürte so etwas wie einen leichten Stromschlag an seinen Fingerkuppen, zuckte zurück und sah einen Moment später, daß er mit dieser Berührung etwas in Bewegung gesetzt hatte, das über seinen Verstand hinausging.

Es entstanden zwei geisterhafte Gestalten!

Und sie schienen aus dem Boden gestiegen und gleichzeitig von der Decke gefallen zu sein, denn woher sonst hätten sie schon erscheinen können? Sie rahmten Tommy Li in einer gewissen Entfernung ein, und er konnte zuerst nicht begreifen, was da passiert war.

Aus dem Hintergrund meldete sich wieder der Teufel. »Du hast mit dem Seelenschwert zugeschlagen, mein Freund. Wie heißt es noch bei den Menschen? Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust. Und dieses Schwert hat die Seelen hervorgeholt. Auf der einen Seite die helle, auf der anderen die dunkle. Beide kannst du sehen.«

Er schaute nach links.

Sehr deutlich erkannte er die grauenhafte Seele, das schreckliche Ich seines Vaters.

Sie hatte sich manifestieren können und war zu einem furchtbaren Monster geworden.

Ein zottiges Etwas, rund und trotzdem gestreckt. Mit glühenden Augen und weit aufgerissenem Maul, so daß dieses Wesen entfernt an einen Werwolf erinnerte. Es strömte einen widerlichen Geruch aus, und die auf dem Körper wachsenden Haare glänzten feucht wie naß gebürstetes Fell. Das Monster bewegte sich zuckend. Er öffnete sein Maul, schloß es wieder, und die schmatzenden Geräusche gingen dem einsamen Zuschauer unter die Haut.

Das war der eine Teil der Seele, der durch die Kraft des Schwertes materialisiert worden war.

Rechts von Tommy Li befand sich der zweite Teil. Die andere, die gute Seite.

Sie zeigte eine engelhafte, helle Gestalt, deren Konturen stets ineinanderflossen.

Tommy versuchte, sich auf das Gesicht zu konzentrieren. Er wollte sich diesen Ausdruck einprägen, weil er sich davon eine positive Botschaft erhoffte.

Das war es nicht. Die zweite Seite der Seele schien keine Chance gegen die erste zu haben, denn er konnte keinen Hinweis darauf erkennen, daß sie Anstalten traf, sich dem negativen Ich zu stellen.

Im Gegenteil, sie fürchtete sich davor, was dem Teufel wohl Spaß machte, denn er freute sich diebisch.

»Gib nur acht, was jetzt folgt!« sagte er kichernd. »Gib genau acht, mein Freund.«

Tommy erwiderte nichts. Er hatte das Grauen durch den Schlag mit dem Schwert heraufbeschworen, er würde sich den Tatsachen stellen müssen, er würde zusehen, wie...

Und er sah zu.

Er sah, wie sich das Monstrum in Bewegung setzte. Er lief auf zwei stämmigen, haarigen Beinen auf die positive Seite der Seele zu, und er hatte dabei sein Maul weit aufgerissen. Aus ihm drang ein widerlicher Gestank, eine Wolke aus Pestilenz oder verfaultem Abfall, die Tommy Li den Atem raubte.

Er trat hastig zurück, um nicht in die Nähe dieses schrecklichen Wesens zu geraten, und dann sah er den Angriff.

Das Monstrum stieß sich ab. Es war kaum eine Entfernung, die es zu überspringen hatte, und der positive Körper konnte auch nicht mehr ausweichen.

Das Monstrum schnappte mit den krallenartigen Händen zu. Die andere Gestalt zitterte noch einen Moment in dem Griff, bevor das Monstrum sie so weit anhob, daß es den positiven Teil der Seele in sein Maul stopfen konnte.

Das Böse fraß das Gute!

Und Tommy Li schaute zu, was er angerichtet hatte. Es war einfach nicht zu fassen, er konnte sich nicht darüber freuen, doch es gab einen, dem dies Spaß machte.

Asmodis lachte und freute sich diebisch.

Er hätte sein Zeichen gesetzt, und nach den neuen Gesetzen würde man allein ihm gehorchen.

Das Monstrum schüttelte sich. Es schluckte sogar noch, wie Tommy Li erkennen konnte. Es war satt und zufrieden, denn nun gab es nur mehr den negativen Teil der Seele.

Bei Li Choung hatte er überwogen. Schon als Mensch war er ein Verbrecher gewesen, hatte andere Menschen unterdrückt, hatte sie ermorden lassen und war eigentlich nicht besser gewesen, als der negative, sichtbare Teil seiner Seele.

Sie hätte gar nicht anders sein können, so wie Li Choung gelebt und gewirkt hatte.

»Zufrieden?« fragte der Teufel seinen neuen Diener.

Tommy Li kam damit nicht zurecht. »Wie... wie soll ich denn zufrieden sein?«

Asmodis näherte sich ihm. Er stellte sich zwischen Tommy Li und das Monstrum. »Immerhin hast du jetzt zwei Dinge, mein Freund. Du besitzt das Seelenschwert und hast einen neuen Freund gewonnen. Die böse Seite deines Vaters.«

Tommy Li hatte lachen wollen, das aber schaffte er nicht. Er kam mit den Worten nicht zurück und hakte noch einmal nach. »Hattest du wirklich Freund gesagt?«

»Ja, was sonst?«

»Aber er ist nicht mein Freund. Nein, er kann mein Freund nicht sein. Er ist ein...«

»Er ist nicht besser und nicht schlechter als du. Durch den Hieb mit dem Seelenschwert hast du ihn befreit, Tommy Li. Du bist für das verantwortlich, was hier geschehen ist und noch geschehen wird. Daran mußt du dich gewöhnen.«

»Nein«, sagte er heiser. »Nein, das stimmt nicht. Ich bin dafür nicht verantwortlich. So etwas kannst du nicht behaupten, denn du hast mir das Schwert überlassen. Es ist dein Werk, nicht meines. Es gehört dir, du hast es mir...«

»Ja, ich habe es dir großzügigerweise überlassen. Und ich würde sagen, daß du froh darüber sein kannst.«

Der junge Mann sah so aus, als hätte er die Worte nicht begriffen und schnitt ein völlig anderes Thema an. »Ich habe getötet«, flüsterte er, als würde ihm erst jetzt klar, was er getan hatte. »Ja, ich habe getötet. Ich habe meinen eigenen Vater umgebracht. Ich habe seine Seele vernichtet und gleichzeitig verändert, so daß sie nie mehr Ruhe und Frieden finden kann. Die Herrscher in den Totenreichen werden sie nicht annehmen. Sie wird auch niemals wieder geboren werden können, denn sie ist verflucht. Und ich allein trage die Schuld daran.« Er schaute auf das Schwert, hob seine Stimme an und schrie: »Ich will es nicht mehr haben, verdammt! Nein, ich will das Schwert nicht mehr haben. Es hat alles zerstört, es hat nur Unglück gebracht, nur Unglück!«

»Aber du lebst!« hielt ihm der Teufel entgegen. »Hätte ich nicht eingegriffen, wärest du von deinem Vater getötet worden, und es hätte dem Alten nichts ausgemacht, den Sohn zu killen. Du warst es, der sich nicht an die Spielregeln halten wollte. Du bist zu mir gekommen...«

»Nein, Satan, nicht zu dir. Ich bin zu einer Person gegangen, die meine Träume durchweht hat...«

»Joanna oder ich. Was spielt das für eine Rolle? Sie war mein Geschöpf, denn ich habe sie dazu ausersehen, mir die Seelen der

jungen Männer zu bringen. Du gehörtest dazu. Du hast dich damals schon für mich entschieden. Und du wirst diesen Weg weitergehen. Solltest du dich allerdings weigern, so werde ich dir keinen Schutz mehr geben können. Das gleiche gilt auch für das Monstrum.«

Er ging schnell zur Seite, damit Tommy einen Blick auf die Gestalt des Schreckens werfen konnte.

Tommy hielt die Waffe mit beiden Händen fest. Er hatte die Spitze in den Boden gedrückt, damit er sich auf dem Griff abstützen konnte. Einerseits war er froh darüber, daß ihm Asmodis genau erklärt hatte, wo es langging. Auf der anderen Seite aber konnte er es nicht nachvollziehen, denn es überstieg einfach seine Kräfte. Schließlich war er ein Mensch und kein Monstrum.

»Was hast du?«

»Nichts weiter. Ich habe nur überlegt, was ich jetzt tun soll. Ich weiß mir keinen Rat mehr.«

Asmodis lächelte und breitete seine Arme aus. »Wenn Menschen keinen Rat mehr wissen, dann haben sie eine Chance, doch nicht weiterzumachen, denn sie können sich an ihren großen Helfer wenden, an mich! Und auf mich solltest du vertrauen. Ja, vertraue auf den Teufel, schenke der Hölle dein Vertrauen, denn wer sie als Partner an seiner Seite hat, der wird nicht enttäuscht.«

Der Teufel hatte die Worte in einem relativ harmlosen Tonfall gesprochen, zwar sehr deutlich, aber er hatte nichts von seiner wahren Boshaftigkeit erkennen lassen.

Für Tommy Li war das Seelenschwert mehr als ein Fremdkörper. Er hätte es dem Satan am liebsten zurückgegeben und wollte dies auch tun, als Asmodis anfang zu reden und ihm genau das Gegenteil von dem erklärte.

»Dieses Schwert werde ich dir übergeben, mein Freund. Behalte es, lege es nicht aus der Hand, denn es ist für dich nicht nur ein Schutz, es garantiert dir auch ein neues und sehr langes Leben. Verlaß dich auf das Wort des Teufels.«

Tommy Li konnte nichts sagen. Die Ereignisse hatten ihn nicht nur überrascht, sondern regelrecht erschlagen, und er kam mit der neuen Lage nicht zurecht.

Aber er spürte hinter sich den Gestank des Monstrums, der ihn wie eine Glocke umwehte. Er konnte kaum Luft holen. Wenn er es tat, hatte er das Gefühl, seinen Mund in einem widerlichen Abfall auszuspülen.

Es kostete ihn eine gewaltige Überwindung, die nächste Frage zu stellen. »Was... was soll ich denn tun? Ich kann doch nicht...«

»Was möchtest du denn? Nachfolger deines Vaters werden? So wie er es sich vorgestellt hat?«

»Nein, das schaffe ich nicht. Diese Zeiten sind vorbei. Ich kann nicht

so handeln wie er.«

Der Teufel nickte. Er gab sich jovial. »Damit habe ich auch gerechnet, Tommy Li, und ich bin dir wirklich nicht gram, wenn du den Weg nicht einschlagen willst. So mächtig dein Vater und seine Organisation auch gewesen sein mag, dein Weg führt jetzt woanders hin, denn du besitzt ab heute eine andere Macht, eine Macht, die viel größer und auch anders ist als die deines Vaters. Denn du besitzt jetzt das Seelenschwert, eine mächtige Waffe, die im Feuer der, Hölle geschmiedet wurde. Sie ist alt, sehr alt sogar. Ich habe mich wieder an sie erinnert und fand die Gelegenheit günstig, sie einem Menschen, wie du es bist, zu geben. Ich habe dich gerettet, du bist mir etwas schuldig. Deshalb wirst du hingehen und das Seelenschwert auch einsetzen. Du wirst all diejenigen damit vernichten, die sich dir und damit auch mir in den Weg stellen. Das Schwert ist jetzt das wichtigste in deinem Leben.«

Tommy Li atmete einige Male tief ein. Er hatte begriffen, aber er wollte noch mehr wissen. »Was tust du? Warum nimmst du es nicht wieder an dich? Ich brauche es nicht.«

»0 doch, du wirst es brauchen. Ich werde mich nur zurückziehen, denn ich habe dir mein Vertrauen gegeben. Erweise dich dessen würdig. Du brauchst mich nicht mehr, denn durch das Schwert werde ich stets an deiner Seite sein.«

Mit einer schwungvollen Bewegung riß der Teufel seinen Dreispitz vom Kopf, verbeugte sich, behielt den Hut dabei in der Hand, und zog sich mit langen, sehr geschmeidigen Schritten zurück. Er sah so aus, als würde er gegen die Wand laufen, aber plötzlich war er verschwunden. Zurück ließ er eine stinkende Wolke, die sich graugrün über dem Fußboden drehte und dann zerflatterte.

Tommy Li starrte die Wolke mit leeren Blicken an. Er wünschte sich jetzt, den Teufel wieder zurückholen zu können, er sollte ihm sagen, wie er vorzugehen hatte, aber der Höllenherrscher dachte nicht daran, ihm zur Seite zu stehen.

Er blieb verschwunden.

Tommy Li schaute nicht nur gegen seine neue Waffe, er blickte auch auf die Leiche seines Vaters, die noch immer auf dem Schreibtisch lag. Ein Toter ohne Seele, einer, der keine Ruhe mehr finden würde, der für sein Leben bezahlt hatte.

Und doch war ein Teil seines Vaters noch bei ihm. Er befand sich in seinem Rücken, und Tommy Li konnte ihn riechen. Es fiel ihm schwer, sich umzudrehen und frontal gegen das Monster zu schauen, dessen Gesicht den Namen nicht verdiente, denn was da aus seinem Körper hervorwuchs, war ein kaum zu beschreibendes Etwas, ein Ungeheuer, ein Seelenfresser, der die gute Hälfte hinabschlang, wie Tommy Li inzwischen wußte.

Die Augen des Monsters sahen aus, als hätte jemand Blut in sie hineingeträufelt. Es glotzte den jungen Mann starr an, und Tommy spürte wieder den Anflug des Schreckens und des Grauens, der von dieser fürchterlichen Gestalt ausging.

Mit ihr Zusammensein, hatte der Teufel verlangt?

Nein, das konnte Tommy Li nicht. Es war ihm nicht möglich. Wenn er das Seelenschwert einsetzte, wollte er allein sein, nicht in Begleitung dieses Kretins.

Sein Mund verzog sich, als er daran dachte, daß dieses Monster zudem ein Teil seines Vaters war.

Eine Hälfte Seele, vom Bösen übernommen und diktiert, das personifizierte Grauen, ein nicht abreißender Schwall des Schreckens, eine gestaltgewordene Erinnerung, die nicht länger so existieren durfte.

Als er daran dachte, durchzuckte ihn ein phantastischer Gedanke, der ihm im ersten Augenblick völlig irrational vorkam, bei näherem Nachdenken aber nicht so schlecht war.

Der Teufel hatte ihm das Schwert überlassen, er konnte und mußte es einsetzen, aber Asmodis hatte nicht gesagt, gegen wen er die Waffe einsetzen sollte.

Gegen den Rest seines Vaters zuerst? Dieser Gedanken wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf. Je länger er darüber nachgrübelte, um so mehr setzte er sich fest. Mit einem Hieb konnte er es schaffen, all die Erinnerungen an das schreckliche Wirken eines Li Choung auszulöschen.

Einmal nur richtig treffen!

Obwohl er von diesem Vorschlag begeistert gewesen war, zögerte er noch, ihn in die Tat umzusetzen.

Das Monstrum starrte ihn an. Seine roten Augen schienen ihn durchdringen zu wollen und ihn gleichzeitig zu warnen, es nicht zu tun.

Tommy Li schüttelte den Kopf. An diesem Tag war seine bisherige Welt völlig auf den Kopf gestellt worden, denn nichts war mehr so wie zuvor.

Und auch sein Dasein im Camp, wohin ihn der Ruf der Joanna geholt hatte, war längst nicht so schlimm gewesen wie dies hier. Diese furchtbare Lage, die sich mit dem Tod seines Vaters keineswegs gelegt hatte.

Noch stand ein Rest vor ihm.

Und plötzlich brüllte Tommy Li auf. Es klang wie ein gewaltiger Urschrei, der lange genug im Verborgenen gelauert hatte und sich endlich freie Bahn verschaffen konnte.

Das Monstrum schrak nicht einmal zusammen. Es drehte sich auch nicht zur Seite, als Tommy Li das Schwert erst hoch über seinen Kopf

riß und es dann nach unten rasen ließ.

So wie er seinen Vater »gespalten« hatte, so tat er es nun bei diesem bösen Seelenrest, und er schaute zu, wie die Klinge von oben nach unten durch den schrecklichen Körper des Monstrums jagte, und beinahe noch den Boden berührte, weil er eben eine so große Wucht hinter diesen Schlag gelegt hatte.

Es war einfach nicht zu fassen.

Es war grauenhaft, denn Tommy Li mußte mit anhören, wie dieses Geschöpf aufschrie.

Mit einer Stimme, die hoch und schrill klang, sich dabei fast überschlug, die ihm, dem jungen Mann, aber nicht unbekannt war, denn so hatte sein Vater geschrien.

Ja, es war einzig und allein seine Stimme gewesen, die dann abrupt verstummte, als das Monstrum in einer Wolke aus dickem Rauch verging.

Tommy Li taumelte zurück. Die Spitze der Waffe schleifte dabei über den Teppich und schnitt ihn ein. Sie hinterließ eine Spur, einen Riß, der eine schlangenhafte Linie bildete.

Mit dem Rücken stieß Tommy Li gegen die Wand. Er konnte nicht mehr weiter, sank plötzlich zusammen, weil die Beine nicht in der Lage waren, sein Gewicht zu tragen.

Er fiel auf die Knie...

Relativ hart prallte er auf, stützte sich an dem Schwert ab und schwankte trotzdem von einer Seite auf die andere, aber er schaffte es noch, sich zu halten.

In seinen Augen sah es so aus, als wäre alles Leben aus ihnen gewichen.

Die Pupillen wirkten völlig glanzlos, seine Lippen waren trocken und zitterten. Schweiß lag auf seiner Stirn, er war völlig durcheinander und fühlte sich allein gelassen.

Wie lange er so gekniet hatte, konnte er nicht sagen. Irgendwann schmerzten ihm die Glieder so stark, daß er in dieser Haltung nicht mehr bleiben konnte.

Schwer kam er auf die Füße, wobei er das Schwert dabei als Stütze benutzte.

Schwankend stand er da. Ihm war schlecht, er mußte würgen, er schmeckte Galle im Mund.

Der Teufel hatte ihm weiß machen wollen, in sich selbst einen Sieger zu sehen, aber das war er nicht. Nein, er fühlte sich nicht so, er war kein Held, er war genau das Gegenteil davon.

Er hatte seinen Vater verloren, und ihm war ein Traum namens Joanna entrissen worden.

Jetzt stand er allein, war ohne Freunde, denn die Männer, die für seinen Vater arbeiteten, würden ihm kaum gehorchen. Sie wußten

oder ahnten zumindest, wie Vater und Sohn zueinander gestanden hatten. Seine einzige Chance war das Seelenschwert.

Er hob die Waffe an.

Dunkel funkelte und schimmerte der Stahl. Sein Gesicht zeichnete sich wieder zu einem Teil darin ab, als würde er in einen düsteren Spiegel schauen.

Und er konnte erkennen, daß er sich verändert hatte. Er war nicht mehr derselbe, wie vor einem Tag.

Haß durchflutete ihn, sein Gesicht war grausam verzerrt, und fühlte sich von Feinden umzingelt, auch wenn sie noch nicht zu sehen waren, aber er ging davon aus, daß sie ihn beobachteten.

Er hatte den Eindruck, daß die Schatten in diesem Zimmer lauerten, daß sie nur darauf warteten, ihn fressen zu können. Noch nie war er guten Mutes in den Raum des Herrschers gegangen. Jedesmal hatte er ihn nur mit klopfendem Herzen und einem großen Respekt betreten, doch eine derartige Furcht wie heute hatte er noch nie gespürt. Vielleicht hätte er das Monstrum nicht vernichten sollen, vielleicht hätte er es noch als Beschützer gebraucht...

Tommy Li schaute sich um.

Er rieb dabei über seine Augen, als wollte er den Schlaf aus ihnen entfernen.

Sein Blick klärte sich, auch die Furcht vor dem geheimnisvollen Schatten verschwand.

Tommy Li befand sich nicht in einer anderen Welt, sondern noch immer im Büro seines Vaters, dieser Kommandozentrale, aus der die Befehle gegeben worden waren, die so oft vielen Menschen Tod und Vernichtung gebracht hatten.

Das war jetzt vorbei, denn Tommy Li würde den Weg seines Vaters nicht weitergehen. Wenn sich der Tod des alten Li Choung herumgesprochen hatte, würde es Machtkämpfe um das Erbe geben und sicherlich auch wieder zahlreiche Tote.

Bisher wußte nur er Bescheid. Auch seine Leute hatten vom Ableben ihres Chefs nichts mitbekommen.

Was sollte er mit ihnen tun? Er wußte es nicht, als er sich in die Höhe stemmte. Das gesamte Haus gehörte ihm, auch der Garten, eigentlich alles, was sich hier befand.

Das große Fenster zog ihn an. Mit schlurfenden Schritten ging er darauf zu.

Die Scheibe zeigte eine Tönung. Von draußen war der Raum hier nicht so leicht einsehbar. Aber von innen konnte man ungehindert in den Garten schauen.

Da sah er die Gestalt!

Zunächst kamen Tommy Li wieder die Schatten in den Sinn, aber die waren nur die reine Einbildung gewesen, im Gegensatz zu diesem

durch den Garten huschenden Schatten.

Ein Fremder, eine Gestalt...

Er ging jetzt schneller. Und plötzlich war er froh, das Seelenschwert bei sich zu tragen. Es würde ihm Schutz geben, er konnte sich damit effektiv verteidigen, er würde...

Der Schatten war weg!

Tommy Li atmete tief durch. Noch einmal erinnerte er sich an ihn, rief sich ins Gedächtnis, wie er ausgesehen hatte und zu welcher Seite er gehuscht war.

Ja, das stimmte alles, er hatte sich nicht getäuscht. Dieser Schatten war kein Mann, sondern eine Frau gewesen.

Von Shao ahnte er nichts...

Vom Wagen aus hatte ich Sir James Powell angerufen und ihn in den neuen Verlauf des Falles eingeweiht.

Auch der Superintendent zeigte sich geschockt. Er nahm es wahrhaftig nicht so leicht hin, daß diese Dinge passierten, denn sie trafen uns diesmal sehr persönlich. Jemand war wieder einmal dabei, das Team zu vernichten und bediente sich Methoden, die man als gemein, teuflisch und hinterrücks ansehen konnte.

»Sie sind also der festen Überzeugung, John, daß sie den Fall nur durch diese Truhe lösen können?«

»Nein, Sir, das bin ich eben nicht. Ich hoffe, daß wir es schaffen können.«

»Und wenn nicht?«

Ich räusperte mich, mehr sagte ich nicht, denn ich wollte den neben mir sitzenden Suko nicht beunruhigen. Wenn ich mit der Truhe Pech hatte, konnte das auch das Aus für Suko bedeuten. Als ich daran dachte, überfloß mich ein kalter Schauer.

Ich hörte, wie sich Suko bewegte. Er war unruhig geworden und schaute aus dem Fenster. Von draußen mußte es so aussehen, als würde ein Kind aus dem Fenster blicken. Ich konzentrierte mich wieder auf die Frage meines Chefs.

»Wie wollen Sie es technisch machen? Erst hochkommen oder sofort in die Unterwelt fahren?«

»Zuerst zur Truhe.«

»Gut, ich werde dann auf Sie beide warten.«

Da er mein Vorgesetzter war, konnte ich ihm nicht so leicht widersprechen. Er wollte eben dabei sein, wenn es um das Schicksal einer seiner Männer ging.

Als ich einhängte, stellte mir Suko eine Frage. »Sir James wird dabei sein?«

»Ja, ich kann es ihm nicht verbieten.«

Suko nickte nur.

London war wie immer verstopft. Auf der Fahrt hatten wir oft genug Zeit gehabt, uns zu unterhalten, und ich hatte meinen Freund auch in die Einzelheiten eingeweiht. Er zeigte sich mit allem einverstanden, was ich vorhatte, und er war auch über sein Schicksal von mir voll und ganz informiert worden.

Über seine Angst hatten wir nicht gesprochen. Nicht einmal über das freundschaftliche Verhältnis zwischen uns beiden. Suko wußte auch so, daß ich ihn nicht im Stich lassen würde. Dafür hatten wir zuviel durchgemacht.

Suko wollte nichts sagen, das sah ich ihm an. Er schaute starr nach vorn, war in Gedanken versunken und bekam von dem uns umgebenden Trubel so gut wie nichts mit.

Ich fühlte mich eingeengt. Der Wagen kam mir vor wie eine Sauna, obwohl es draußen nicht so warm war und sich die Sonne hinter einem verdeckten Himmel verbarg.

Wie konnte es enden, wie würde es enden? Diese Fragen brannten mir auf der Seele.

Bei dem Wort Seele erinnerte ich mich wieder an das Seelenschwert. Es spielte eine zentrale Rolle.

Ich mußte es haben. Möglicherweise war das, was wir vorhatten, völlig verkehrt. Vielleicht klappte nichts ohne die Waffe.

Aber wer besaß es?

Eigentlich hätte es der Teufel haben müssen, doch da war ich mir auf einmal nicht so sicher. Immer wenn er auftauchte, verfolgte er bestimmte Pläne, die nicht auf ihn allein zugeschnitten waren, sondern andere Menschen mit einbezogen.

Helfer, Freunde...

Es war durchaus möglich, daß er sie in die Geheimnisse des Seelenschwerts eingeweiht hatte.

Nur, wer stand in diesem Fall an seiner Seite? Begonnen hatte es mit Tommy Li, dem Sohn eines Triaden-Chefs. Mächtige, brutale Menschen waren auch für Asmodis stets ein gefundenes Fressen.

Das hatten wir bei Solo Morasso, alias Dr. Tod, oder bei Logan Costello erlebt. Wenn er Li Choung ein Angebot unterbreitete, würde dieser sicherlich nicht ablehnen können.

Ich atmete hörbar auf, als wir endlich das Yard Building erreicht hatten.

Ich rollte auf den schmalen Parkplatz hinter dem Gebäude, der nur wenigen Fahrzeugen vorbehalten war. Die anderen standen in einer extra dafür gebauten Tiefgarage.

Bevor ich ausstieg, schaute ich mich so gut wie möglich um. Zum Glück war der schmale Hof leer.

Ich entdeckte niemand, der uns hätte beobachten können.

Suko hatte auf seiner Seite den Wagenschlag geöffnet und schob sich ins Freie.

In einer schmalen Tür erschien eine Gestalt und winkte uns zu. Es war Sir James. In seinem korrekt sitzenden, grauen Anzug wirkte er irgendwie seltsam, erinnerte mich an eine Figur, die nicht lebte und einfach nur wartete.

Suko hatte den Stab behalten. Sir James schaute das Kind an. Er sprach nicht, seine Lippen lagen dicht zusammen, sein Kinn zuckte.

»Es tut mir leid, Sir...«

Noch während Suko die Worte aussprach, zuckte der Superintendent zusammen. Er schluckte hart, schüttelte den Kopf, drehte sich um und gab den Weg frei.

»Wir werden nicht aufgehalten werden«, erklärte er uns, als wir ihn passierten.

»Danke.«

Sir James ging vor. Suko hielt sich dicht an meiner Seite. Er sprach, aber er flüsterte nur: »Ich hoffe, daß ich euch nicht weiter enttäuschen werde.«

»Du hast damit nichts zu tun.«

»Rede nicht, John. Ich bin Tommy Li gefolgt. Ich war in dem Camp, ich habe die verdammte Truhe entdeckt, und ich bin es gewesen, der einfach zu unvorsichtig war. Ich hätte alles erkennen müssen, aber ich schaffte es nicht einmal, über meinen eigenen Schatten zu springen und mich Asmodis zu stellen.«

»Du hast das Kreuz, John!«

»Na und? Gegen einen heimtückischen Schlag auf den Kopf bin ich nicht gefeit.«

»Danke, daß du mir Mut machen willst.«

»Den brauchen wir alle.«

Sir James hatte den Lift herbeigeholt. Im Flur war es ruhig. Nur aus einem entfernt liegenden Büro hörten wir lautere Stimmen, Kollegen verhörten dort eine Frau, deren schrille Stimme auch durch die verschlossene Bürotür drang.

Wir stiegen in den Lift.

Sir James drückte den Knopf. Er kam mir vor, als würde er neben sich selbst stehen. Seine Bewegungen wirkten eckig und gleichzeitig auch fahrig. Sukos Schicksal mußte ihm unheimlich an die Nieren gegangen sein, das stand fest.

Wir rauschten in die Tiefe.

Keiner sprach mehr. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich allerdings nur um ein Thema drehten, eben um diesen verfluchten Fall, um Sukos Schicksal und natürlich um das Seelenschwert, von dem wir nicht wußten, wer es besaß.

Noch lief das Spiel nach den Regeln des Teufels ab. Ich aber wollte

dafür sorgen, daß dies sich bald änderte und wir das Sagen hatten. Wir verließen den Lift.

Das heißt, ich drückte Suko rasch wieder zurück, so daß er hinter mir stand, weil ich Schritte gehört hatte. Ein Kollege passierte die Tür, schaute uns an, grüßte, ging vorbei. Da er sich nicht umschaute, konnte das Kind Suko die Kabine verlassen.

Kalte Luft umwehte uns. Der Keller hier unten war klimatisiert. Die nackten, sehr kahlen Wände stießen mich ab. Diese Etage unter der Erde besaß den Charme eines Leichenschauhauses.

Das kalte Licht der Leuchtstoffröhren ließ unsere Gesichter teigig aussehen und zeichnete jede Falte nach. Hier unten konnte sich niemand wohlfühlen, auch uns erging es so.

Vor der entsprechenden Tür blieb mein Freund stehen. Über seinen Kopf hinweg griff Sir James und öffnete.

Ich war auf alles gefaßt, als wir den Raum betraten. Meine rechte Hand umfaßte den Griff der Beretta, aber es hatte sich nichts verändert. Nach wie vor stand die Truhe unberührt in der Mitte. Sie war nicht um einen Millimeter verschoben worden.

Ich schloß die Tür. Im Magen spürte ich einen leichten Druck, als wären mehrere Hände dabei, ihn zusammenzupressen. Das Luftholen fiel mir schwer, irgendwo befand sich dicht unterhalb der Luftröhre eine verfluchte Sperre.

Ich schaute mir die Truhe an. Sie sah so verdammt harmlos aus. Jeder Antiquitätenhändler hätte an ihr seine Freude gehabt, denn es war ein altes Stück.

Direkt über ihr an der Decke leuchtete die Lampe. Auch sie verstrahlte ein kaltes Licht, das direkt auf die Truhe fiel.

Ich schaute Suko an.

Er lächelte, obwohl ihm bestimmt nicht danach zumute war. Den Stab hielt er fest, wie einen Rettungsanker. Als er mich fragte, klang seine Stimme schwach. »Ich möchte dich ja um nichts bitten, John, aber eine kleine Bitte habe ich schon.«

»Okay, welche?«

»Wenn ich in die Truhe steige, dann möchte ich meinen Stab mitnehmen. Gestattest du das?«

»Sicher.«

»Nicht die Peitsche. Du kannst sie behalten. Ich will nur den Stab haben.«

»Könnten Sie sich denn vorstellen, was Ihnen widerfährt?« erkundigte sich Sir James.

»Ich weiß es nicht, Sir. Ich hoffe nur, daß mich meine Helferin nicht im Stich läßt.«

»Sie hoffen also auf Shao?«

»So ist es, Sir.«

»Gut, Sie werden von mir keine Schwierigkeiten bekommen.« Sir James wandte sich an mich.

»Dann öffnen Sie die Truhe, John, und tun Sie es bitte sofort.«

Auch Suko hatte nichts dagegen. Er nickte mir sogar aufmunternd zu. Ich brauchte nur wenige Schritte vorzugehen. Direkt neben der Truhe blieb ich stehen und mußte einfach noch einmal tief Luft holen. Über meinen Körper lief eine Gänsehaut.

Ich kam mir vor wie jemand, der vor einem Wendepunkt in seinem Leben steht.

Es gab nur zwei Möglichkeiten.

Das Richtige oder das Falsche!

Ich bückte mich. Der Deckel ließ sich leicht anheben. Ich schaute sofort gegen dessen Innenseite, wo sich auch jetzt nichts verändert hatte, der Spiegel mit seiner trüben Oberfläche war nach wie vor vorhanden. Das Knarren des alten Holzes hatte sich gelegt, als der Truhendeckel senkrecht stand.

Dafür hörte ich die Schritte, die sich auf die Truhe zubewegten. Ich trat zur Seite und machte Suko Platz.

Er schaute mich nicht mehr an, sah nur die Truhe, seufzte noch einmal, und dieses Geräusch ging mir unter die Haut, denn es zeigte mir, wie schwer er sich tat.

Dann ging alles sehr schnell.

Mit zielsicheren Bewegungen stieg Suko in die Truhe, um sich dort auf den Rücken zu legen...

Shao hielt den Atem an!

Dabei schimpfte sie sich innerlich selbst aus und schalt sich eine Närrin, denn sie war sich einfach nicht sicher gewesen. Mit Hilfe der Sonnengöttin Amaterasu war es ihr ein Leichtes, Entfernungen zu überbrücken. Sie schaffte es auch, Dimensionsgrenzen zu sprengen, was hier nicht nötig gewesen war.

Zielsicher hatte sie den Garten gefunden, der sehr dicht bewachsen war, auf einer kleinen Fläche viel Landschaft zeigte, denn darin waren die chinesischen Landschaftsgärtner wahre Meister.

Es gab auch genug Deckung für Shao, nur hatte sie diese nicht richtig genutzt, sondern war zwar vorsichtig gewesen, aber dennoch zielstrebig auf das große Fenster zugelaufen, dessen getönte Scheibe es so schwer machte, einen Blick hineinzuworfen. Dennoch hatte sie im Innern des Raumes die Bewegung erkennen können. Die Einrichtung hatte ihr überhaupt nicht gefallen. Wer innen stand, konnte besser nach außen schauen als umgekehrt, deshalb mußte Shao davon ausgehen, daß man sie entdeckt hatte.

Sehr schnell wechselte sie ihren Standort. In der Nähe fand sie die

künstlichen Stufen, die eine Treppe bildeten. Über sie gelangte sie in die künstliche Felsenlandschaft. Jetzt war sie durch die Blicke vom Haus her gedeckt.

Der Weg blieb nicht so breit. Die Stufen verengten sich. Vor einer kleinen Plattform hörten sie auf.

Hier blieb Shao stehen und schaute sich um. Sie wunderte sich, daß sie noch keinen Menschen im Garten gesehen hatte. Ein Mann wie Li Choung verließ sich nicht auf sich selbst, der hatte zahlreiche Aufpasser und Wächter, die ihm zur Seite standen. Aber wo steckten diese Männer? Sie hatten sich bestimmt nicht im Boden eingegraben, und hinter den exotischen Hecken und Sträuchern hockte auch niemand.

Hoch- und bogenförmig wachsende, dünne Zweige streiften Shaos Gesicht, als sie weiterging. Sie hielt sich nicht aufrecht, ging geduckt. Ihre Bewegungen waren geschmeidig. Wenn sie die Füße aufsetzte, war kaum ein Geräusch zu hören.

Sie befand sich jetzt in Höhe der oberen Etage. Als sie zufällig den Kopf nach rechts drehte, sah sie zwischen den Zweigen ein helles Blinken, als würde sie von dort von einem Auge aus unter Kontrolle gehalten.

Shao wußte sofort Bescheid.

Es war das Auge einer Videokamera.

Sie konnte nicht sagen, ob sie bereits von ihm erfaßt und entdeckt worden war. Sicherlich hockten irgendwo im Haus Männer vor irgendwelchen Monitoren und hielten den Garten unter Kontrolle.

Shao ging trotzdem weiter.

Noch tiefer geduckt und mit einem sehr angespannten Gesicht. Stille umgab sie, und nicht weit von einem Fenster entfernt blieb sie stehen. Es war klar, daß sie hier oben keine Eingangstür entdecken würde. Wenn sie ins Haus wollte, dann durch eines der Fenster.

Sie dachte an Alarmanlagen, die sicherlich schrillen würden. Sollte sie dieses Risiko in Kauf nehmen?

Dann hörte sie ein Geräusch.

Sofort huschte sie in Deckung. Der Laut war über ihr aufgeklungen, sie schaute in die Höhe und sah das schräge Dachfenster, das nach oben geschoben wurde.

Dort erschien eine Gestalt.

Es war ein Chinese. Er trug einen dunklen Anzug, war mit einer Maschinenpistole bewaffnet und kletterte auf das Dach.

Shao wunderte sich. Weshalb reagierte der Aufpasser so? Und sie fragte sich auch, ob er der einzige Wächter war, der sie entdeckt hatte? Gab es tatsächlich keine anderen?

Sie ließ den Mann nicht aus den Augen. Mit kleinen Trippelschritten lief er über das Dach auf dessen Rand zu, wo er für einen Moment

stehenblieb.

Wenn er wollte, konnte er den oberen Teil des Gartens mit einem Sprung erreichen.

Noch stand er am Rand.

Shao wartete ab. Daß dieses Dachfenster aufgeklappt war, gefiel ihr gut.

Einen besseren Einstieg hätte sie sich nicht vorstellen können. Obwohl sie jetzt einen Aufpasser zu Gesicht bekommen hatte, kam ihr die gesamte Lage noch immer sehr spanisch vor. Hier war einiges nicht in Ordnung. So reagierte niemand, der eine so große Macht besaß wie Li Choung. Normalerweise hätte er seine Truppe losschicken müssen, um den Eindringling zu stoppen.

Warum war dies nicht geschehen?

Shao konnte sich nur eine Lösung vorstellen. Innerhalb des Hauses hatte sich einiges verändert. Und zwar etwas, das nicht gerade für die Bewohner sprach.

Der Mann schaute vom Dach aus in den Garten. Er entspannte sich wieder, als er keine Gefahr entdeckt hatte. Zum Glück zog er sich nicht zurück, das Fenster blieb offen. Er stemmte sich hoch, stieß sich ab und sprang vom Dachrand her auf den schmalen Weg, den Shao vor kurzem verlassen hatte. Daß er dabei einige Zweige abriß, störte ihn nicht im geringsten. Sicher kam er auf, schnellte sofort wieder hoch, drehte sich um, weil er auf die Felsentreppe zulaufen wollte.

Shao war bereits hinter ihm.

Der Mann bemerkte es, als es bereits zu spät für ihn war. Da hatte Shao mit der Handkante zugeschlagen und ihren Treffer so genau dosiert, daß der Mann lautlos zusammenbrach.

Die Chinesin war zufrieden. Sie zerrte ihn in Deckung und nahm ihm die Maschinenpistole ab.

Dann entlud sie die Waffe und schleuderte sie in ein Gebüsch.

Sie haßte diese Schießseisen. Ihr Waffe war die Armbrust, auf die sie sich verlassen konnte.

Das Dach mit dem schrägen Fenster zu erreichen, war nicht ganz einfach. Durch einen Sprung schaffte Shao es nicht. Sie mußte schon Zweige und Äste zu Hilfe nehmen und darauf hoffen, daß sie auch hielten.

Es klappte.

Shao schwang sich dem Dach entgegen, fand auch Halt, sank zusammen und kroch auf das offene Fenster zu.

Noch immer war ihr kein zweiter Aufpasser über den Weg gelaufen. Eine völlig unnatürliche Tatsache, denn auch auf dem Speicher stellte sich ihr niemand entgegen.

Eine schmale Stiege ohne Geländer führte zu einem Flur, der gleichzeitig ein Treppenhaus war.

Das rotgestrichene Geländer fiel ihr auf. Auf seinem Handlauf entdeckte sie die gelben Bemalungen der Drachenmotive. Sicherlich war das Geländer ein kleines Kunstwerk, Shao kam es darauf an, daß es stabil genug war und nicht zusammenbrach.

Sie huschte die Treppe hinab.

Dabei hatte sie den Eindruck, ins Leere zu laufen, denn nichts war da, das sie stoppen sollte. Dieses Haus wurde für sie immer mehr zu einem Rätsel. Li Choung war ja nicht irgendein Chinese. Er gehörte zu den mächtigen Clanbossen der Triaden, er gab Befehle, er war von Leuten umgeben, die diese Befehle ausführten.

Davon sah Shao nichts, abgesehen von dem einen Aufpasser, den sie bewußtlos geschlagen hatte.

Das Gebäude kam ihr vor wie ein Geisterhaus. So verlassen, als hätte man es für andere Mächte und Kräfte zurückgelassen. Hier mußte sich etwas Ungeheures ereignet haben, von dem die Chinesin nicht wußte, was es genau war.

Aber es war nun mal passiert. Es hatte sich etwas getan, nicht grundlos wirkte die Zentrale der Macht wie ein Grab.

Auch innerhalb der Mauern entdeckte Shao die Kameras. Da das Rotlicht schimmerte, nahm sie an, daß sie unter Kontrolle stand. Reaktionen auf ihr Eindringen erfuhr sie nicht.

Entweder war alles ein Trick, oder sie hatte es tatsächlich mit einem fast verlassenen Bau zu tun.

Shao erreichte das Erdgeschoß.

Noch hing die Armbrust über ihrer Schulter. Wenn es sein mußte, konnte Shao sie in Sekundenschnelle schußfertig machen.

Das war noch nicht nötig.

In einer mit einem dünnen Holzboden ausgelegten Diele blieb sie stehen, drehte sich und ging dabei zu verschiedenen Seiten weg. Immer damit rechnend, angegriffen zu werden.

Es geschah nichts.

Nur die eigenen Tritte hörte sie. Es standen ihr mehrere Türen zur Auswahl, durch die sie die dahinterliegenden Räume erreichen konnte. Shao wollte nicht auf gut Glück losgehen. Sie erinnerte sich an die Szene im Garten, als sie durch die große Scheibe in das Haus hatte schauen können.

Genau diesen Raum wollte sie erreichen!

Sie rief sich die Lage ins Gedächtnis zurück und rechnete dann nach, welche Tür für ihr Vorhaben in Frage kam.

Es mußte die in der Mitte sein.

Zuvor warf sie noch einen Blick auf die Lifttür. Keine Skala zeigte an, daß sich der Aufzug in Bewegung befand.

Die Ruhe störte sie...

Shao ließ die Armbrust von der Schulter gleiten, holte einen Pfeil aus

dem Köcher und legte ihn auf.

Sie spannte die Sehne noch nicht, das würde blitzschnell geschehen, aber sie hielt die Armbrust in der Linken, denn die rechte wollte sie freihaben, um die Tür zu öffnen.

Mit einem Tritt schleuderte sie die Tür nach innen. Blieb selbst vor der Schwelle stehen und wartete auf eine Reaktion.

Die erfolgte nicht.

Shao wartete noch weitere Sekunden, überwand sich dann und huschte geduckt in das große Arbeitszimmer, blieb nicht stehen, bewegte sich und drehte sich dabei um.

Schattenhaft huschten die Einrichtungsgegenstände an ihren Augen vorbei.

Alles war normal, bis auf den Toten, der quer über dem Schreibtisch lag.

Obwohl Shao nur seinen Rücken sah und Li Choung nicht persönlich kannte, wußte sie sofort, um wen es sich bei diesem Mann handelte. Es war ein greisenhafter Mensch, das sah sie auch so.

Und er war tot!

Sie packte es nicht. Da paßten einige Dinge nicht zusammen. Wieso war der Mann im Hintergrund nicht mehr am Leben? Er war es doch gewesen, der die Fäden gezogen hatte. Was war hier vorgefallen? Was stimmte denn nicht, zum Henker?

Sie fühlte sich mehr als unwohl. Obwohl ihr ein Toter nichts mehr tun konnte, hatte sie dennoch das Gefühl, mit ihm nicht allein im Raum zu sein. Sie kam sich beobachtet vor und glaubte auch, so etwas wie ein leises Atmen zu hören.

Der Raum war ziemlich groß, besaß zwar ein gewaltiges Fenster, durch dessen Scheibe jedoch kein Sonnenlicht flutete, denn der Garten dahinter wirkte eher wie eine dunkelgrüne Insel, die nur wenig Licht durchließ.

Deshalb war es im Arbeitszimmer auch relativ finster.

Teppeiche lagen auf dem Boden.

Einer davon zeigte in seiner Mitte einen langen Riß, als hätte ihn jemand mit einem Messer hineingezogen.

Oder mit einem Schwert...

Ohne den Beweis dafür zu haben, wußte Shao plötzlich, daß sie dicht vor dem Ziel stand, das Seelenschwert zu entdecken. Sie glaubte fest daran, daß es sich im Besitz einer falschen Person befand, und dafür sprach auch das Vorhandensein der Leiche.

Aber wer hatte den alten Chinesen getötet? Wer besaß die Unverfrorenheit, diesen mächtigen Triadenboß auf die lange Reise zu schicken?

Sie konnte es nicht sagen, es fehlten ihr die Informationen, aber der Eindruck, nicht allein hier zu sein, festigte sich immer mehr.

Shao hatte sich nicht getäuscht.

Aus einer ziemlich dunklen Ecke des großen Raumes vernahm sie ein Geräusch.

Es war ein zischendes Atmen, als hätte jemand zu lange die Luft angehalten, der sich jetzt wieder normal bewegen konnte.

Er kam vor.

Ein Mann.

Shao tat nichts. Sie beobachtete nur. Allein an der Haltung des Fremden erkannte sie, daß er sich sehr sicher fühlte. Er trug eine Waffe, genau den Gegenstand, den Shao unbedingt in ihren Besitz bringen wollte.

Es war das Seelenschwert!

Sie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern, sondern schaute durch die Schlitze ihrer Maske dem jungen Mann entgegen, der einen verdammt sicheren Eindruck machte.

Er hielt das Schwert mit beiden Händen fest, um so eine noch größere Sicherheit zu erlangen. Shao sah auch, daß es eine besondere Waffe war. Im Gegensatz zu den üblichen Klingen besaß diese einen dunklen, beinahe schon schwarzen Glanz, und sie wirkte wie ein geheimnisvoller langer Spiegel. Irgendwo hatte sie den Eindruck, als würde diese Waffe nicht zu diesem Träger passen, aber sie hütete sich, dies auch deutlich zu machen. Er wollte etwas von ihr und würde ihr dies schon bekanntgeben.

Der Mann blieb stehen.

Shao sprach nicht.

Der andere auch nicht.

Dann nickte Shao. »Gut«, sagte sie, »wir stehen uns hier gegenüber. Ich möchte wissen, wer du bist.«

»Dein Mörder...«

Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt und spürte, wie meine Fingernägel gegen das Fleisch der Handballen stachen. Ich stand unter Strom, und mein Blick galt einzig und allein Suko, der sich in den Sarg gelegt hatte und darauf wartete, daß sich etwas tat.

Er wurde ebenso enttäuscht wie wir.

Nichts passiert!

Suko, das Kind, konnte völlig normal in seinem Sarg liegenbleiben, ohne daß ihn eine gefährliche Magie überfiel.

Als sich auch nach ungefähr zehn Sekunden noch nichts verändert hatte, drehte ich den Kopf, weil ich die Schritte meines Chefs gehört hatte.

Sir James hob die Schultern. Er kam mir vor wie ein künstlicher Mensch, denn so ähnlich bewegte er sich. Nicht daß er völlig von der

Rolle gewesen wäre, aber er machte auf mich einen sehr hilflosen Eindruck, und so fühlte ich mich auch.

Schweigend stellte er sich neben mich und schaute in das offene Unterteil des Sargs, in dem Suko auf dem Rücken lag und die Haltung eines Toten eingenommen hatte, weil seine Hände über der Brust verschränkt waren.

»Nichts?« fragte er.

Ich nickte.

»Wollen Sie mit ihm sprechen?«

Ich schaute auf die Hände und den dazwischen geklemmten Stab. Dann wechselte mein Blick auf den Spiegel. Dabei ging ich in die Knie, um in der Fläche mein Gesicht zu sehen.

Es war nicht möglich.

Der Spiegel war einfach zu trübe, als hätte man ihn mit einem dünnen Seifenfilm beschmiert.

War er das Tor zu einer anderen Dimension? Sollte ich den Versuch wagen?

Ich dachte daran, daß ich die kindliche Gestalt meines Freundes dort zum erstenmal gesehen hatte, nachdem Suko von dem Seelenschwert getroffen worden war. Seine zweite, seine gefährliche Gestalt hatte ich dann vernichten können, aber wie konnte ich es schaffen, Suko die normale Größe wieder zurückzugeben?

Ich schwitzte plötzlich, als ich daran dachte, daß dies vielleicht nicht mehr möglich sein würde. Daß es keine Chance gab, daß Suko für den Rest seines Lebens so herumlaufen würde...

Dieser Gedanke trieb mir das Blut in den Kopf und den Schweiß auf das Gesicht.

»Was haben Sie, John?« Sir James hatte bemerkt, daß mit mir etwas nicht stimmte.

»Nichts, Sir. Oder doch.« Ich nickte. »Ich dachte daran, was möglicherweise geschehen könnte.«

»Dann haben Sie wahrscheinlich denselben Gedanken verfolgt wie ich, John.«

»Sie dachten an Sukos Schicksal?«

»Ja.«

Er stieß die Luft aus. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß etwas Derartiges geschehen könnte. Es ist einfach für mich unbegreiflich. Es will mir nicht in den Kopf.«

»Ausschließen kann man es nicht.«

»Wissen Sie denn keine Lösung, John?«

»Nein!« stieß ich hervor. »Für mich gibt es keine Chance, auf die ich bauen könnte.«

Sir James seufzte. Er wischte mit einem Tuch über die Stirn. »Und ihr Kreuz?« fragte er dann.

Damit hatte er mir ein Stichwort gegeben. »Daran habe ich auch gedacht, Sir, aber ich traue mich einfach nicht, es einzusetzen. Es ist so etwas wie eine Zentrale der Weißen Magie. Vor uns aber steht eine Truhe, die der Satan gesegnet hat. Wenn ich das Kreuz einsetze, könnte es passieren, daß ich alles damit zerstöre, Suko eingeschlossen. Das will ich nicht riskieren.«

»Dann holen wir ihn vorher raus.«

»Das wäre zwar eine Möglichkeit, aber ihm könnte dann auch der Rückweg versperrt sein.«

Sir James nickte und dachte über meine Worte nach. »Sie gehen also davon aus, daß es nur diese eine Chance für Suko gibt - oder?«

»Zumindest sehe ich keine andere.«

Sir James senkte den Kopf und sagte einen Satz, der mich bei ihm überraschte. »Dann sind wir geschlagen, John. Dann hat es keinen Sinn mehr, etwas zu unternehmen.«

»Kann sein.«

Es war mir schwergefallen, dies zuzugeben. Was immer wir auch unternahmen, wir mußten sehr behutsam vorgehen, um nichts zu zerstören. Wir standen hier einer Macht gegenüber, die zwar der Teufel diktierte, von der uns aber keine Einzelheiten bekannt waren. Und dies wiederum empfand ich als schlimm.

Konnte uns Suko helfen?

Ich beugte mich zu ihm herab und sprach ihn mit leiser Stimme an. »Was können wir tun? Wie geht es dir?«

In seinem kindlichen Gesicht zuckte die Haut. »Ich kann es dir nicht sagen, John. Ich fühle mich so anders.«

»Besser?«

Er schaffte ein knappes Lächeln. »Nein, das kann ich nicht sagen. Aber anders.«

»Wie anders?«

»Ich spüre, daß es Kräfte gibt, die diese Truhe beherrschen. Sie müssen sich im Spiegel verborgen halten. Ich weiß auch nicht, was er ist. Vielleicht ein Einstieg für den Teufel oder für einen anderen Dämon, denn seine Gedanken füllen mich irgendwie aus, ohne daß ich sagen könnte, was sie mir mitteilen wollen.«

»Können wir ihn denn überlisten?«

»Das glaube ich nicht.«

»Gibt es keine Chance?« Meine Stimme drängte ihn förmlich zu einer Antwort.

Suko atmete heftig. »Ich weiß nicht, ob es eine Chance gibt. Aber wenn, dann muß sie mit dem Seelenschwert zusammenhängen. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

»Das ist immerhin etwas«, freute ich mich. »Kannst du mir genau sagen, welchen Einfluß das Seelenschwert besitzt?«

»Nein, das kann ich leider nicht. Aber es hat mich in diese Lage hineingebracht, und ich bin sicher, daß es mich auch wieder daraus hervorholen kann.«

»Aber wer hat es denn?«

Suko schwieg.

Ich richtete mich wieder auf. Sir James hatte die Worte des Kindes gehört. Er warf mir einen leicht gequälten Blick zu, bevor er die Schultern hob. »Er kann recht haben, und es wird uns nichts anderes übrigbleiben, als das Seelenschwert in unseren Besitz zu bekommen, obwohl noch nicht feststeht, daß wir Sukos Schicksal damit wieder rückgängig machen können.«

»Da haben Sie recht, Sir. Was der Teufel einmal besitzt, gibt er freiwillig nicht her.«

»Können Sie ihn zwingen, John?«

Ich hob die Schultern und schaute gegen die glatte Wand vor mir. »Das ist natürlich schwer. Im Prinzip schon. Ich könnte ihn mit meinem Kreuz erpressen.«

»Das wäre immerhin etwas.«

»Aber dazu müßte ich ihn haben.« Ich trat mit dem Fuß auf. »Hier genau müßte er vor uns stehen. Doch Sie kennen ihn, Sir. Asmodis ist der große Regisseur im Hintergrund. Immer wieder schiebt er seine Vasallen vor und bleibt gern im Hintergrund.«

»Leider.« Sir James ging um die offene Truhe herum, und diesen Weg behielt er auch bei. Er preßte seine Hände gegen die Stirn, als er von Shao sprach.

»Sie ist eine Hoffnung, Sir.«

Der Superintendent blieb stehen. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie grundlos gegangen ist. Sie hat auch bisher nichts von sich hören lassen, und ich gehe einmal davon aus, daß dies auf einen kleinen Erfolg hindeutet.«

Ich runzelte die Stirn. »Ein Erfolg könnte nur das Herbeischaffen des Seelenschwertes sein.«

»Eben.«

»Glauben Sie denn daran, daß Shao es fertigbringt, mit diesem Schwert zu kommen?«

»Ich will es hoffen.«

»Dann müßte es sich bei diesem Chinesen befinden.« Sir James räusperte sich. »Aber weshalb? Was sollte Asmodis dazu veranlaßt haben, das Seelenschwert dort zu lassen?«

»Ich kenne seine Pläne nicht. Oder nicht die neuesten hier, nur die allgemeinen.«

Sir James dachte praktisch und sagte: »Angenommen, Sie bekommen das Schwert tatsächlich in die Finger. Würden Sie es denn übernehmen, damit auf Suko einzuschlagen?«

So weit hatte ich noch nicht gedacht. Als mich Sir James fragte, wurde mir schon komisch zumute, und ich spürte im Bauch das leichte Prickeln, als würden sich dort Hunderte von Schmetterlingen austoben. Es war wirklich nicht einfach, hier eine Entscheidung zu treffen, und ich war auch nicht scharf darauf, in diese Lage zu kommen. Ich hätte nicht sagen können, ob ich so etwas überhaupt schaffte.

In den letzten Minuten hatten sich nur Sir James und ich unterhalten. Das aber änderte sich, denn Suko richtete sich plötzlich auf, so daß er im Sarg sitzen blieb.

Sofort waren wir bei ihm.

»Was hast du?«

Er schaute uns irritiert an, legte seine Hände um den Stab und hob die Schultern, während er gleichzeitig mit den Augenwimpern zuckte. Er konnte noch nicht reden. Wir fragten erneut, ich berührte ihn und hoffte, durch diesen Kontakt ein zusätzliches Vertrauen zwischen ihm und mir aufbauen zu können.

»Es ist so anders«, sagte er mit leiser Stimme. »So ganz anders. Versteht ihr das?«

»Nein.«

Suko drehte den Kopf, so daß er nach links schauen konnte. Aber er hob auch gleichzeitig den Blick, denn er wollte den Spiegel nicht aus den Augen lassen.

Wir sahen darin nichts - vielleicht er?

Ich wollte es genauer wissen und sprach ihn darauf an. »Kannst du etwas erkennen, Suko?«

Seine Antwort enttäuschte mich. »Nein, John...«

Ich blieb am Ball, hatte mich gehockt und beide Hände auf den Sargrand gelegt. »Aber etwas ist anders geworden, nicht wahr? Es muß sich einfach verändert haben.«

»Das ja«, gab er zu.

»Und was?«

»Ich... ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Das ist alles so schwer zu sagen. Mir fehlt einfach der Durchblick. Ich bekomme es noch nicht in die Reihe.«

»Okay«, flüsterte ich. »Okay, Suko. Wir werden uns zurückhalten. Versuche du zu ergründen, was dich gestört hat. Und wenn du es herausgefunden hast, sage es uns.«

»Das... das mache ich.«

Sein Blick war und blieb auf den seltsamen Spiegel gerichtet, in dem sich kein Bild zeigte, der trotzdem für ihn eine Botschaft bereithalten mußte.

Was erfuhr er? Und warum gab er diese Botschaft nicht an uns weiter? Suko war sehr irritiert worden. Auf seinem Gesicht spiegeln

sich die Gefühle wieder.

Es zeigte beileibe keine Freude, sondern Angst und Bedrückung. Als würde er ein bestimmtes Ereignis sehen, das wirklich nur für ihn bestimmt war.

Sir James wußte ebenfalls nicht Bescheid. Er konnte nur die Schultern heben, was seine Hilflosigkeit andeutete.

Im Gegensatz zu uns, bewegte sich Suko sehr unruhig. Er hob seine Arme an, streckte sie dem Spiegel entgegen, ohne ihn allerdings zu berühren.

Auf uns hatte es den Anschein, als wollte er aus dieser Fläche etwas hervorholen, was nur für ihn sichtbar war.

Dann hielten wir den Atem an, weil Suko plötzlich anfang zu flüstern. Er sprach gegen den Spiegel und zu einer Person, die er unter Umständen nur fühlte.

Ein Wort verstanden wir immer wieder.

Es hieß Shao!

Ich konnte nicht länger an mich halten. Suko mußte mir einfach sagen, was er erfahren hatte, und deshalb kniete ich vor ihm nieder, um herauszufinden, was er gehört hatte.

Er starrte mich an.

»Nun, Suko?«

Er schluckte.

»Du hast den Namen Shao erwähnt. Das haben wir gehört. Hast du Kontakt mit ihr bekommen?«

Er ging nicht auf meine Frage ein, sondern wechselte das Thema und sprach vom Seelenschwert.

Ein Erfolg?

Ich konnte es nur hoffen, lauschte seinem Flüstern intensiver und bekam einen Satz mit, der mich elektrisierte. »Ich weiß, wo sich das Schwert befindet.«

»Dann sag es!«

»Weit weg... weit weg. Aber der Teufel hat es nicht. Ich kann es spüren, nein, der Teufel hat es nicht. Ein anderer bekam es von ihm, um in seinem Namen zu töten.«

»Und wer?«

»Ich kenne ihn. Ihr kennt ihn. Es ist Tommy Li. Ja, es ist Tommy Li. Er hat jetzt das Schwert, er will damit töten, versteht ihr? Er will damit vernichten.«

»Wen?« schrie ich.

Suko verzog das Gesicht. Ich hatte vergessen, daß ein Kind vor mir saß, doch als ich seine Tränen bemerkte, da wurde es überdeutlich, den da sah er aus wie ein kleines, weinendes Kind.

»Shao... er will Shao töten...«

Die Frau mit der Halbmaske blieb ruhig. Unter der Maske zeichnete sich der Mund ab, und auch der blieb geschlossen, denn sie wollte den jungen Mann in seinem Glauben lassen.

Er kantete das Schwert hoch und drohte ihr. »Damit werde ich dich teilen. Ja, ich schlage dich mit dieser Klinge in zwei Hälften, denn nun gehört sie mir.«

»Wer bist du?«

»Tommy Li! Merk dir den Namen gut. Ich habe hier das Sagen. Ich und der Teufel.«

»Und der Tote dort? Ist es dein Vater?«

Tommy Li lachte. Sein Gesicht sah plötzlich um Jahre älter aus. »Ja, er war mein Vater. Ich habe zugeschlagen und ihn vernichtet. Seine Zeit war abgelaufen. Er war ein alter Mann, aber der Teufel braucht frische Diener, wenn er seine Ziele erreichen will. Und ich gehöre jetzt zu seinen besten.«

»Das glaube ich dir sogar«, gab Shao zu.

»Und trotzdem bist du gekommen? Hast du es gewagt, hier einzudringen? Soll ich dich als lebensmüde ansehen?«

»Nein, das brauchst du nicht, denn ich habe genau gewußt, was ich tat.«

»Verstanden.«

»Ich bin extra zu dir gekommen. Ich will einfach nicht, daß sich etwas in deinem Besitz befindet, dem ich nicht zustimmen kann. Es ist einfach nicht gut für dich, das Seelenschwert zu behalten. Ich will es haben, ich bin gekommen, um es mir zu holen.«

Tommy Li war erstaunt. »Das verstehe ich nicht. Glaubst du denn tatsächlich, daß du es schaffen kannst? Daß ich dir diese wundervolle Waffe freiwillig geben werde?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Dann wirst du auch durch sie sterben. Sie muß dich einfach vernichten, es gibt keine andere Möglichkeit. Diese Waffe ist dafür ausersehen worden, meine Feinde zu töten. Ich kann sie damit teilen, ich kann sie in zwei Hälften schlagen, in eine positive und eine negative, aber das wirst du ja wissen.«

»Stimmt.«

»Und trotzdem hast du es gewagt, hier zu erscheinen. Du gehörst zu den Lebensmüden.«

»Nein. Ich habe genau gewußt, was ich tat. Ich werde dir das Schwert abnehmen, um einen anderen Menschen damit zu retten. Vielleicht hat es auch zwei Seiten, eine gute und eine böse. Ich jedenfalls werde es ausprobieren.«

Tommy Li holte tief Luft. Sein starrer Gesichtsausdruck veränderte sich. Es löste sich die Spannung darin. Er schien irgendwo froh zu sein, daß alles so lief. »Ja«, sagte er und lächelte dabei. »Ja, so ist es

gut. Wenn du tatsächlich gekommen bist, um mir das Schwert zu stehlen, dann komm zu mir und hole es dir. Nimm es mir aus den Händen und verschwinde dann mit der Waffe.«

Shao hatte gewußt, daß es nicht leicht werden würde. Ein Mann wie Tommy Li, der unter dem Einfluß des Teufels stand, würde nie freiwillig seine mächtigste Waffe aus den Händen geben. Da blieb ihr einfach nur der Kampf, und sie war sich dabei nicht sicher, ob sie ihn auch gewinnen würde.

Tommy Li sah zwar nicht so aus wie ein perfekter Schwertkämpfer, da er die Klinge aber schon besaß, würde man ihm auch die Kraft gegeben haben, mit ihr umgehen zu können.

Sie war kein normales Schwert. Sie teilte einen Menschen oder vielmehr dessen Seele.

In jeder Brust wohnten zwei Seelen.

Einmal die negative, zum anderen die gute Seele. Aber der Teufel und damit auch Tommy Li würden einzig und allein auf die negative Seele setzen.

Hatte Shao eine Chance mit ihrer Armbrust?

Im Moment nicht. So schnell sie auch war, es würde immerhin etwas dauern, bis sie die Waffe gespannt und den schon aufliegenden Pfeil abgefeuert hatte.

Möglicherweise wußte Tommy Li dies. Warum sonst hätte er den Blick senken und so intensiv auf die Armbrust schauen sollen? Es war auch als Ablenkung gedacht, denn urplötzlich sprang er vor, hob das Seelenschwert an und schlug zu.

Er hätte Shao getroffen, ihre Seele in zwei Hälften geteilt, doch sie hatte die Dimension der Sonnengöttin Amaterasu nicht verlassen, um sich töten zu lassen. Sie wollte Suko helfen, sie wollte den absoluten Erfolg erringen.

Und sie war schnell.

Geduckt tauchte sie zur Seite. Als die Waffe nach unten raste, hatte sie bereits den Schreibtisch erreicht, auf dem der Tote lag. Mit einem gewaltigen Sprung setzte sie darüber hinweg, verfolgt von einem keuchenden Tommy Li, der abermals zuschlug.

Diesmal traf die Klinge!

Allerdings hieb sie in das Holz des Schreibtisches und war dabei so wuchtig geschlagen, daß sie in der Kante steckenblieb und Tommy sie erst hervorzerren mußte.

Das kostete ihn Zeit. Es waren zwar nur wenige Sekunden, doch Shao verstand sie zu nutzen.

Sie spannte die Waffe.

Tommy Li schrie böse auf.

Dann jagte der Pfeil auf ihn zu.

Daß er nicht getroffen wurde, verdankte Tommy einem Zufall, denn

er hatte genau in diesem Augenblick seine Waffe aus dem Holz gerissen, als sich der Pfeil auf dem Weg zu ihm befand.

Mit einem hellen Geräusch erwischte ihn die Klinge, prallte dort ab und torkelte zu Boden.

Tommy Li lachte.

Dann schrie er: »Der Teufel, ja, der Teufel! Er ist es, der mir den nötigen Schutz gibt.« Mit einem Sprung erreichte er die Schreibtischplatte und schlug mit einer kreisenden Bewegung zu.

Der Treffer hätte Shao von den Beinen geholt, die aber war zurückgesprungen und lief bereits auf die Wand zu.

Tommy Li folgte ihr.

Er sprang von der Schreibtischplatte, schnappte sich einen Stuhl und schleuderte ihn auf Shao zu, weil er sie aus dem Konzept bringen wollte.

Es klappte.

Shao mußte ausweichen. Sie konnte noch nicht schießen, obgleich der nächste Pfeil bereits auflag und sie die Armbrust schon gespannt hatte.

Sie mußte weg.

Shao huschte quer durch den Raum, verfolgt von einem kreischenden, mordlüsternen Teufel, der um keinen Preis klein geben wollte und ihr auf den Fersen blieb.

»Ich kriege dich!« brüllte er. »Ich werde dich mit meinem Schwert vernichten. Der Teufel hat es im Feuer der Hölle geschmiedet. Es wird mir den Sieg bringen!«

Er war wie von Sinnen, er lachte und lief auf ein Regal zu, denn davor hatte Shao Stellung bezogen.

Sie saß in der Hocke!

Für einen Beobachter hätte es so aussehen können, als hätte sie aufgegeben, das war nicht der Fall.

Shao gehörte zu den Kämpferinnen, die die Nerven behielten, sie war eiskalt, sie würde sich auch nicht von Tommy Li aus dem Konzept bringen lassen.

Er stürmte herbei.

Er vertraute auf die Kräfte des Seelenschwertes mit der schwarzen Klinge, um die herum dunkle Funken tanzten. Während er die Waffe kreisförmig bewegte, erweckte er den Anschein, als sei er bereit zum alles vernichtenden Schlag.

Sie sah ihn sehr deutlich.

Sie wußte auch, daß sie ein Risiko einging. Einen erneuten Fehlschuß konnte sie sich nicht erlauben.

Der Pfeil sirrte von der Sehne. Shao spürte deutlich den Ruck in ihrer Hand, und sie sah plötzlich eine wirbelnde Gestalt vor sich, die gar nicht daran dachte, den einmal eingeschlagenen Weg aufzugeben.

Obwohl Tommy Li getroffen worden war, jagte er weiter auf sein Ziel zu, das er im Vertrauen auf den Teufel vernichten und in zwei Hälften teilen wollte.

Aus der knienden Haltung heraus warf sich Shao zur Seite. Sie rollte dabei über den Rücken, zog die Beine an und schlug einen nach rückwärts gerichteten Purzelbaum, wobei sie es noch schaffte, die Armbrust nicht als störend wirken zu lassen.

Tommy Li prallte gegen das Regal.

Er hatte zuschlagen können und das Schwert mit der gesamten Klingenlänge gegen die Rücken der Bücher gedroschen, die dort dicht an dicht standen.

Er war in eine sehr unbequeme Lage geraten. Im ersten Moment sah es so aus, als könnte ihm die schräg in den Bücherrücken steckende Klinge noch den nötigen Halt geben, denn er hielt sich ja noch am Griff fest, aber seine Hände konnten nicht mehr so zupacken. Die Kraft rann allmählich aus seinem Körper.

Er fiel nach vorn.

Tommy Li schlug auf. Und durch die Berührung drang der Pfeil noch tiefer in seinen Körper.

Dann fiel auch das Schwert.

Shao, die sich erhoben hatte und in einer lauernden Haltung angespannt wartete, bekam jede Kleinigkeit mit. Die schwere Klinge löste sich aus den Buchrücken, fiel in einer Geraden nach unten und prallte mit dem Griffende gegen den Kopf von Tommy Li.

Das merkte er nicht, denn ein Toter konnte keine Schmerzen mehr verspüren.

Shao hatte ihn direkt ins Herz getroffen. Seine letzten Bewegungen nach dem Aufprall waren nur mehr Reflexe gewesen, mehr nicht.

Und es tat ihr leid, Ja, es tat ihr so verflucht leid, aber es hatte keine andere Möglichkeit gegeben, denn Tommy Li war nicht zur Vernunft zu bringen gewesen. Er hatte sich dem Satan verkauft und die Folgen selbst tragen müssen.

Shao drückte die Armbrust wieder über ihre Schulter und beugte sich zu Tommy hinab.

Sie sah in seine Augen, die sich nicht mehr bewegten. Der Tod hatte ihnen die gletscherkalte Sperre gebracht.

Sie schloß die Augen. Es war der letzte Dienst, den sie Tommy erweisen konnte.

Danach richtete sie sich auf. Das Schwert lag griffbereit neben ihr. Sie brauchte nur noch zuzupacken, und erst jetzt war ihr klargeworden, daß sie es tatsächlich geschafft hatte, das Ziel zu erreichen.

Ja, sie hatte das Seelenschwert!

Mit beiden Händen umfaßte sie den Griff und hob das Schwert hoch.

War diese Waffe etwas Besonderes? Wurde sie vielleicht von einem magischen Strom durchheilt, dessen Quelle beim Teufel in der Hölle zu finden war?

Sie konnte es nicht sagen, aber eines stand fest: Freiwillig würde sie die Waffe nicht hergeben. Sie stand ihr gut zu Gesicht. Was hinderte sie daran, die Kräfte der Hölle gegen den Teufel einzusetzen, ihn mit dessen eigenen Waffen zu schlagen?

Es wäre ein bedeutender Sieg gewesen!

Der Gedanke daran ließ sie nicht ruhen, aber noch war es nicht soweit. Sie hatte um das Seelenschwert gekämpft, weil sie versuchen wollte, Suko damit zu retten.

Er war die wichtigste Person in diesem Spiel. Der Teufel konnte warten.

Es war seltsam, aber sie merkte schon, daß dieses Schwert etwas Besonderes war. Als eine normale Waffe konnte sie es einfach nicht ansehen, das lag nicht allein an dem sehr dunklen Stahl, sondern auch an seinem Innern.

Darin steckte etwas, das sie nicht fassen und erklären konnte. Es war möglicherweise nicht falsch, von einem Strom zu sprechen, der von der Klinge aus in den Griff hineinfloß, ihre Hände ebenfalls nicht ausließ und als dünner Strom die Arme erreichte, wobei er sogar noch in die Schultern hineinglitt.

Das war ihr bei einer fremden Waffe noch nie passiert, und sie suchte nach einer Erklärung.

Sollte es ein Erbe der Hölle sein? Oder eine sich in der Klinge befindliche Erinnerung an das Feuer, in dem die Waffe geschmiedet worden war?

Wie dem auch war, Shao nahm sich trotzdem die Zeit, dies zu prüfen. Sie blieb innerhalb des Raumes, trat nur wenige Schritte zur Seite und blieb dann stehen.

Das Kribbeln hatte nicht aufgehört. Mittlerweile dachte sie sogar daran, daß es zu einer Botschaft werden konnte, die ihr jemand schickte. Auch Shao gehört aufgrund ihres Schicksals zu den sensitiven Menschen, die Botschaften aus anderen Dimensionen über Zeit und Raum hinweg empfangen konnte.

Und genau diese Waffe strahlte eine Botschaft ab.

Jemand wollte über das Schwert hinweg mit ihr in Kontakt treten. Er benutzte es als Katalysator, und es war eine Person, die ebenfalls unmittelbar mit dem Schwert zu tun gehabt hatte.

Suko?

Der Gedanke überkam sie. Sie spürte den heißen Strom über ihren Körper rinnen, und dieser Strom war dann in ihr, aber anders als der äußere. Er brachte eine Botschaft.

Er brachte Gedanken...

Sukos Gedanken!

Shao vergaß in den folgenden Sekunden ihr eigenes Schicksal. Sie vergaß sich selbst, sie konzentrierte sich allein auf das, was ihr Suko mitzuteilen hatte.

Sie las seine Gedanken, denn er war ebenfalls mit dem Schwert verbunden gewesen.

Es hatte ihn geteilt, es hatte aus ihm zwei Personen gemacht. Das Gute und das Böse.

Und Shao »hörte«.

Über das Schwert hinweg teilte ihr Suko auf telepathischem Wege mit, in welcher verzweifelten Lage sich seine Freunde und er befanden. Daß sie mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Kraft nach einer Lösung suchten und es bisher nicht geschafft hatten.

Sie brauchten das Schwert.

Shao hatte verstanden. Über ihren Mund huschte ein Lächeln. Es war nicht kantig, nicht verbissen, sondern zeigte Optimismus. »Ja«, sagte sie leise und mehr zu sich selbst, denn andere konnten sie nicht hören. »Ihr werdet das Schwert bekommen. Ich werde es euch geben, mein Kampf soll nicht umsonst gewesen sein.«

Dann verließ sie das Haus mit den zahlreichen Toten...

Brachte er Shao um?

Suko hatte es befürchtet und ausgesprochen, und wir sahen keinen Grund, ihm nicht zu glauben. In seiner Lage log man nicht. Er mußte spüren, wie es um Shao stand, und die Angst um sie hatte sich bei ihm gesteigert. Ich hatte den Eindruck, jede Phase des Kampfes zwischen Shao und ihrem Gegner an seinem Gesicht ablesen zu können, wo sich Angst, Hoffnung und zitterndes Zagen abwechselten.

Sir James schaute ebenfalls zu. »Wer ist stark genug, um Shao zu vernichten?« flüsterte er.

»Der Träger des Höllenschwertes.«

»Und wer, bitte, ist das?«

»Einer aus der Triaden-Clique. Davon gehe ich einfach aus. Der Teufel hat sie im Spiel gelassen...«

Ich wollte noch mehr sagen, aber Suko schrie plötzlich auf, so daß Sir James und ich schlagartig zusammenzuckten.

Es war der einzige Schrei, den wir von ihm hörten. Wir mußten uns auf sein Gesicht konzentrieren und waren angenehm überrascht, daß es keinen Schrecken und keine Bestürzung mehr zeigte. Suko kniete jetzt im Sarg. Er hatte den Kopf gedreht, schaute in eine bestimmte Richtung, als könnte er dort etwas erkennen, aber es war nichts vorhanden.

Dann kletterte er aus der Truhe. Ich wollte ihm dabei behilflich sein,

doch er winkte ab. Er drehte sich und hielt mir den Stab entgegen. Mit leicht zitternder Stimme sprach er die folgenden Worte aus: »Es ist gut ausgegangen. Shao hat es geschafft. Das Seelenschwert konnte sie nicht vernichten. Sie hat sich zum Kampf gestellt...«

»Hat sie ihn auch gewonnen?« fragte ich.

»Ja, John, sie ist die Siegerin geblieben. Ich... ich habe sie gehört. Sie hat es sogar geschafft, Kontakt mit mir aufzunehmen. Durch das Schwert waren wir verbunden, denn ich bin ein erstes Opfer von ihm geworden.«

»Schön, Suko.« Ich gab mich locker. »Aber du bist noch immer verändert. Wie können wir das rückgängig machen?«

»Da mußt du Shao fragen.«

»Sie ist nicht hier.«

»Aber sie wird kommen. Ich weiß das, sie hat es mir versprochen.« Suko drehte sich um. Er schaute auf die Tür.

»Geht hin - öffnet!«

Sir James bewegte sich sehr schnell. Ich hatte ihn selten so aufgeregt erlebt.

Mit einem Ruck riß er die Tür auf.

Auf der Schwelle stand - Shao!

Keiner von uns schrie vor Freude oder jubelte, aber auf unseren Gesichtern lag die Erleichterung wie ein Schatten der Freude. Wir hatten es geschafft.

Suko lebte, und Shao war ebenfalls lebend zurückgekehrt. Sogar mit ihrer Beute, denn über die rechte Schulter hatte sie die Klinge des Seelenschwertes gelegt.

Es war ein Anblick, der uns erschütterte und uns gleichzeitig erfreute.

Wir alle hatten wohl etwas sagen wollen, doch unsere Lippen blieben zu. Dafür traten Sir James und ich zur Seite, damit wir den Weg für Suko freimachen konnten, denn er allein war darauf fixiert, Shao zu danken. Und er ging auf sie zu.

Sie schaute ihm entgegen. Mit einer sehr bedächtigen Bewegung schwang sie das Schwert von ihrer Schulter und stemmte es mit der Spitze gegen den Betonboden.

Dann wartete sie auf Suko.

Noch immer hatte ich mich nicht an seine kindliche Gestalt gewöhnt, und es rieselte über meinen Rücken, als ich ihn mit seiner normalen Männerstimme sprechen hörte.

»Shao, du hast es geschafft?«

»Ja, ich habe das Schwert!«

Er schaute es an. Wahrscheinlich in Erinnerung an den Treffer, der

ihn erwischte hatte, durchlief ein Zittern seine Gestalt. Er bewegte den Mund, aber er konnte nicht mehr sprechen. Dafür streckte er eine Hand vor und strich über die Klinge.

»Du hast sie geholt, Shao!«

»In der Tat, das habe ich.«

»Und weiter? Der Teufel hat auf mich eingeschlagen, sie hat mich verändert, ich bin nicht mehr so wie früher. Wie kannst du mir helfen? Wie kann mir das Schwert helfen?«

Shao holte vor der Antwort tief Luft.

Wir alle wußten, daß sie sehr wichtig, daß sie entscheidend war. »Weißt du, Suko; es wird nur ein Versuch werden, aber es bleibt uns keine andere Chance. Wir müssen ihn einfach eingehen.«

»Sag es.«

»Wir müssen noch einmal auf dich einschlagen.«

Das hatte ich mir gedacht. Ich verkrampfte, als ich die Worte hörte. Neben mir stöhnte Sir James tief auf. Er konnte sich nicht so gut beherrschen.

Shao hatte ihre Maske vom Gesicht gezerrt. In ihren Augen sahen wir das Glitzern der Tränen, was wiederum darauf hinwies, wie schwer es auch ihr fallen würde, diesen Weg zu gehen, von dem sie nicht wußte, ob er richtig oder falsch sein würde.

Aber es gab nur diese Möglichkeit.

Wie reagierte Suko?

Er senkte seinen Kopf. Wahrscheinlich sollte keiner von uns mitbekommen, wie es in ihm arbeitete und welche schweren Gedanken er sich dabei machte.

In den folgenden Sekunden blieb es unnatürlich still. Keiner von uns wagte es, die Ruhe zu stören.

Es kam allein auf Suko an, ob er diese Entscheidung akzeptieren würde oder nicht.

Mir kam die Luft zum Schneiden dick vor. Über meinen Rücken rann das Wasser, die Kleidung klebte am Körper. Eine nicht näher erklärbare Furcht hielt mich umklammert, und dann durchbrach Sukos stöhnender Atemzug die Stille.

»Ich habe mich entschieden, Shao. Ja, ich habe es getan. Ich will nicht, daß du dein Leben grundlos aufs Spiel gesetzt hast. Deshalb werde ich auf deinen Vorschlag eingehen. Wie schon einmal werde ich mich wieder in die Truhe legen und dir dabei die Chance geben, mit dem Seelenschwert zuzuschlagen. Ich weiß auch, daß er nicht klappen kann, aber du, Shao, bist nicht der Teufel«

»Bei Gott nicht!« stieß ich hervor. Ich mußte mir einfach durch diesen Satz Luft verschaffen.

»Dann komm!« Suko sagte es beinahe fröhlich. Er löste seine Hand von der Klinge, damit Shao sie umfassen und ihren Schützling zur

Seite ziehen konnte.

Sie schaute uns dabei an.

Zuerst Sir James, der ihr zunickte.

Dann mich.

Ich nickte ebenfalls und hielt einen Daumen dabei nach oben. Was in den folgenden Minuten geschehen würde, ging allein sie und Suko etwas an. Sir James und ich waren dabei nicht mehr als Statisten, die nur zuschauen und hoffen konnten.

Wie die große Schwester mit dem kleinen Bruder, so sah es aus, als sich beide er offenen Truhe näherten. Sie gingen mit langsamen Schritten, aber dennoch so zielstrebig, daß sie keinesfalls den Eindruck machten, als würden sie sich ihr Vorhaben unterwegs noch einmal durch den Kopf gehen lassen.

Vor dem Sarg blieben sie stehen.

Noch immer hielten sie sich fest.

Shao schaute hinein, sie blickte auch gegen den Spiegel, ebenso wie Suko, das Kind.

Sir James winkte mir mit einer Hand zu. Er wollte nicht nahe der Tür stehenbleiben, sondern aus kürzester Entfernung mitbekommen, ob die beiden Erfolg hatten.

Sie kümmerten sich nicht mehr um uns, als sie auf sie zuschritten. Beide drehten uns den Rücken zu, sie flüsterten miteinander, besprachen letzte Einzelheiten, denn es sollte um Himmels willen kein Fehler begangen werden.

Sir James und ich verteilten uns an den beiden Enden der Truhe. So konnten wir von verschiedenen Seiten hineinschauen und würden alles hautnah miterleben.

Die Hände lösten sich.

Und wieder mußte Suko in die Truhe steigen. Es war bei ihm bereits das dritte Mal.

Wenn es Sinn gehabt hätte, Himmel, ich hätte gern mit ihm getauscht, aber das war nicht möglich.

Diesmal stand ich außen vor und konnte nur die Daumen drücken.

Suko stieg mit nahezu zeitlupenhaften Bewegungen in die Truhe. Shao war ein wenig vom Rand der Truhe zurückgetreten, damit sie ihm den Platz nicht versperrte. Sie hielt das Seelenschwert fest, aber wir sahen trotzdem, daß ihre Hände zitterten. Ein Zeichen, wie groß der Druck war, der auf ihr lag.

Suko stand in der Truhe.

Sie schauten sich an.

Shao lächelte.

Es war verkrampft, nicht locker, nicht fröhlich. Aber wie konnte es auch so sein?

»Bist du immer noch entschlossen?«

»Ja, Shao«, flüsterte Suko. »Ich muß es riskieren. Entweder klappt es, oder ich...«

»Schon gut.«

Auch Suko hatte verstanden. Er ging in die Hocke.

Es ging alles glatt, nichts störte uns. Für meinen Geschmack lief es allerdings zu glatt. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß es Asmodis so ohne weiteres zuließ, wie sein Schwert mißbraucht wurde. Das wollte mir nicht in den Kopf.

Tat er denn nichts?

Wenn ja, dann hatten Shao und Suko meiner Ansicht nach schon verloren. Dann würde der Teufel sie nicht in Ruhe lassen, weil er mit einem Erfolg sowieso nicht rechnete.

Suko lag auf dem Rücken.

Ich erwischte einen Blick in seine Augen. Darin las ich das unbedingte Vertrauen, das Suko seiner Partnerin Shao entgegenschickte.

Hoffentlich war es gerechtfertigt - hoffentlich...

Obwohl Platz genug in diesem Raum war, kam ich mir vor wie in einem Gefängnis, das sich immer mehr verengte, um uns irgendwann zu zerdrücken.

Shao hob das Schwert...

Sie veränderte ihren Standort noch um eine Winzigkeit, damit der Winkel besser war.

Dann nickte sie.

Noch einmal zuckten ihre Arme. Es war die letzte Bewegung vor dem alles entscheidenden Schlag.

Wir alle hielten den Atem an, schwiegen.

Und doch war eine Stimme zu hören.

Hämisch, gemein und gleichzeitig triumphierend. »Glaubst du wirklich, daß es der richtige Weg ist, Shao?«

Sie schlug nicht zu. Sie erstarrte ebenso wie wir.

Jeder hatte die Stimme erkannt.

Der Teufel hatte gesprochen.

Er war nicht nur akustisch zu hören gewesen, er war auch zu sehen. Im Spiegel zeigte sich sein Gesicht wie ein blasser Schwamm. Und auf seinem Kopf saß noch immer der Dreispitz...

Shao schlug nicht!

Sie stand mit erhobenem Schwert neben dem Sarg, und wenn die Klinge nach unten fuhr, würde sie Suko zerteilen. Es war alles perfekt, bis auf das Erscheinen des Teufels, der uns im letzten Moment einen Strich durch die Rechnung machen wollte.

Ihm gehörte die Truhe, ihm gehörte das Seelenschwert, er mußte

jetzt feststellen, daß sein Plan nicht aufgegangen war und hatte im buchstäblich letzten Augenblick eingegriffen.

Ich wäre am liebsten losgestürmt, um den Spiegel mit meinem Kreuz zu attackieren. Besser jedoch war es, kühlen Kopf zu behalten. Allzu wilde Aktionen hätten nur den Tod bringen können.

Das gleiche Gesicht bewegte sich in der unteren Hälfte. Die Lippen zogen sich in die Breite. Dieses Lächeln stand ihm zu, denn es wirkte einfach diabolisch.

»Bist du dir sicher, Shao?«

»Ja!«

»Dann tu es!« hetzte er. »Schlag zu. Los, schlage ihn in zwei Hälften!«

»Das wird nicht geschehen«, erklärte Shao, »denn dieses Schwert befindet sich in meiner Hand.«

»Du hast recht, aber es wurde von mir in der Hölle geschmiedet. Und ich habe es mit meinen Kräften getauft. Man nimmt mir nicht einfach etwas weg, Chinesin. Nein, das geht nicht.«

»John!«

Ich schrak zusammen, als Shao mich ansprach, ohne mich gleichzeitig anzuschauen.

»Bitte...«

»Komm her!«

Ich gehorchte, denn ich mußte ihr einfach die Initiative überlassen. So ging ich schnell auf sie zu.

Shao drehte den Kopf und nickte in meine Richtung, aber nicht gegen meinen Kopf, sondern gegen meine Brust, und ich wußte, was sie meinte, auch ohne es ausgesprochen zu haben. Es war vielleicht die allerletzte Chance, und bei ihr kam es jetzt auf mich allein an.

Ich streifte das Kreuz nicht mit der Kette über den Kopf, das hätte zu lange gedauert. Ich zerrte es unter dem Hemd hervor, es lag frei, Shao schlug zu und drehte dabei die Klinge.

Mit der flachen Seite prallte sie gegen meine Brust und genau vor mein Kreuz.

Ich taumelte zurück, ich spürte den Druck, aber das war nicht weiter schlimm.

Wichtig war etwas anderes.

Das Schwert wurde urplötzlich von einer gewaltigen Lichtaura umhüllt. Das Licht war wie eine starre Rauchwolke, in deren Zentrum sich die Klinge befand. Sie war noch dunkler als das Licht und ragte wie ein spitzer Stab daraus hervor.

Ein Stab, der verging, der auseinanderprallte, denn aus der Klinge lösten sich langgezogene Schatten, die wie Fahnen der Decke entgegenwehten und sich dort verflüchtigten.

Für mich gab es keine andere Erklärung, als daß es die Seelen der Verdammten waren, die in der Klinge gesteckt hatten.

Shao hielt sie noch immer fest.

Hinter der Lichtwolke stand sie wie eine engelhafte Gestalt. Ich hörte ihr Keuchen, ihre Worte, die ich nicht verstand, dann ihr Schreien, als sie bemerkte, daß sie das Schwert nicht mehr halten konnte und zusammen mit dem schweren Gegenstand zur Seite taumelte.

Ich konnte mich um sie nicht mehr kümmern, denn für mich zählte jetzt nur noch Suko.

Es war mir egal, was passierte, ich tauchte in die Truhe hinein, sah noch die Fratze des Teufels im Spiegel und entdeckte auch die Wut auf seinem Gesicht.

Auf dem Weg zu Suko hatte ich bereits die Kette über den Kopf gestreift.

Das Kreuz lag in meiner Hand.

Und sie rammte ich gegen den Spiegel.

Ein irres Geräusch drang mir entgegen. Ich weiß nicht, ob es ein Schrei war oder ein Klirren. Wahrscheinlich vereinigten sich beide Geräusche zu einem einzigen.

Jedenfalls hatte der verdammte Spiegel seine Wirkung verloren, und jetzt wollte ich nur Suko.

Ich zerrte ihn hoch, wußte nicht, ob er noch Kind oder wieder zurückverwandelt war, jedenfalls schleuderte ich ihn aus der Truhe heraus, so daß er zu Boden prallte und sich dort überrollte.

Dann brach die alte Truhe auseinander.

Dabei entstand auch ein Knistern, als würden kleine Flämmchen über trockenes Holz gleiten. Dann sah ich die ersten Feuerzungen, wie sie in die Höhe leckten, und wir alle hörten auch die Stimme des Teufels, die ein finsternes Versprechen abgab.

»Es geht weiter, Freunde, es geht weiter...«

Ein letztes Rauschen noch, dann war es vorbei.

Ich ging zurück, drehte mich um und sah, daß ich der einzige war, der sich bewegte.

Die anderen rührten sich nicht.

Sir James hatte sich leicht vorgebeugt, er keuchte und hielt die Augen fast geschlossen.

Ihm gegenüber stand Shao. Die verkohlten und zusammengeschmolzenen Reste des Schwertes noch festhaltend.

Beide schauten auf eine dritte Person. Sie lag am Boden, ohne sich zu rühren und hielt Buddhas Stab mit beiden Händen umklammert wie einen Rettungsanker.

Doch er hatte ihm leider nicht helfen können.

Suko war ein Kind geblieben!

Wir wollten es nicht wahrhaben, wir schauten hin, wir trauten

unseren Augen nicht, aber es gab keinen Zweifel. Unser Einsatz hatte sich letztendlich nicht gelohnt. Es war dem Teufel tatsächlich gelungen, uns einen makabren Streich zu spielen.

Suko fand als erster die Worte wieder. »Es hat nicht geklappt, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Shao, »es hat nicht geklappt.« Sie hatte Mühe, überhaupt sprechen zu können, weil Tränen ihre Stimme erstickten. Dann beugte sie sich nieder, um Suko auf die Beine zu helfen. Sie mußte ihn noch stützen, damit er stehen konnte.

Ich senkte den Blick, ging auf Suko zu, streichelte dem Kind über den Kopf und schwieg, weil ich einfach nicht wußte, was ich sagen sollte. Ich konnte ihm keinen Trost spenden, nicht in dieser Situation!

Ich ging zur Tür, verließ den Raum. Im Gang blieb ich stehen, die Stirn gegen die kalte Betonwand gepreßt.

Jemand kam zu mir. Den Schritten nach war es mein Chef, Sir James. Dicht neben mir blieb er stehen, ich spürte seine flache Hand auf meiner Schulter.

»John, das Heute ist vorbei.«

»Und trotzdem wird es noch ein Morgen geben. Diesmal haben wir es noch nicht geschafft. Aber wir werden nicht aufgeben, das verspreche ich Ihnen. Oder wollen Sie nicht mehr?«

»Nein, Sir, nein.« Ich drückte mich wieder zurück und schaute zur Tür, wo Shao und Suko standen wie die große Schwester und der kleine Bruder.

Verdammt, ich rannte weg, denn niemand sollte sehen, wie sehr mir zum Heulen zumute war...

ENDE des Dreiteilers